

# PANOPTICA

frauen.kultur.tirol 2016





# INHALT

## frauen.kultur.tirol

### Vorwort

Landesrätin Dr. Beate Palfrader Seite 5

### Einleitung

Petra Streng Seite 7

### Kultur

Porträt: Claudia Lugger – Das Theater, eine lebenslange Leidenschaft  
*Silvia Albrich* Seite 8

Von den großen emotionalen Momenten – Weibliches Musizieren in Südtirol  
*Ursula Strohal* Seite 14

„Im Tod sind alle gleich!?“ – Was prähistorische Funde  
über die Stellung der Frau in vergangenen Zeiten aussagen  
*Saskia Danae Nowag* Seite 20

„Eppas tuat sich“ – Weibliche Stimmen in der Dialektlyrik  
*Gabriele Wild* Seite 26

### Kunst

Porträt: Chryselfdis Hofer-Mitterer – Poetische Extrakte über die Malerin und Grafikerin Chryselfdis  
*Edith Schlocker* Seite 30

Es war mir vorgegeben – Fest aneinander geschmiedet  
*Ulla Fuerlinger* Seite 36

Frauenspuren finden in Tirols Landeshauptstadt Innsbruck  
*Angelika Schafferer* Seite 42

KUNST.STÜCK – Modernes Kunsthandwerk im Tiroler Oberland  
*Sabine Geiger* Seite 48

### Kaleidoskop

Porträt: Frau Doktor auf dem Lande – Frauenpower in der Praxis  
*Renate Linser-Sachers* Seite 54

Frauen in der Fremde – oder über weibliche Lebenswelten fern ab der Heimat  
*Anita Röck und Laura Topuett* Seite 58

Frau sein als Fürsorgerin – oder über die „Kulturpflege“ im Alter  
*Verena Pahl* Seite 64

„Gartenfreuden – Gartenleiden“.  
Und warum so mancher Bauerngarten Frauen-Geschichten erzählen kann  
*Andrea Aschauer* Seite 70

### Kaleidoskop ... des Mannes

„Fröhlich sein, Gutes tun und die Frauen pfeifen lassen...“ – ein Blick durch das männliche Kaleidoskop  
*Alexander Paschinger* Seite 76

Autorinnen und Autor Seite 80



# VORWORT

Frauen in der Kunst – das war über viele Jahrhunderte hinweg eine Geschichte der Ignoranz und Verhinderung. Denn bis ins 20. Jahrhundert hinein war die Auffassung, dass Frauen nicht die nötigen Voraussetzungen für eine künstlerische Tätigkeit mitbrächten, vorherrschend. Dass diese Auffassung grundlegend falsch ist, zeigt einmal mehr die vorliegende Ausgabe von Panoptica.

Sie präsentiert Frauen, die eine wichtige Rolle in der Tiroler Kunst- und Kulturszene spielen und gibt spannende Einblicke in die Vielfalt des weiblichen Kulturschaffens. Dabei ist der Blick nicht nur auf Kunst und Kultur, sondern generell auf weibliche Lebenswelten gerichtet und rückt Frauen in den Mittelpunkt, die etwas bewegen und sich in besonderem Maße engagieren. Das Heft nimmt auch Bezug auf besonders aktuelle Themen wie etwa Migration und Pflege. Die einzelnen Beiträge machen deutlich, wie sehr Frauen das Kunst- und Kulturleben in Tirol prägen und wie viel sie zur Gestaltung unterschiedlicher Lebensbereiche beitragen. Auch wenn sich im Lauf der letzten Jahrzehnte vieles zum Positiven verändert hat, bin ich der Ansicht, dass es in Sachen öffentlicher Präsenz und Wahrnehmung sowie Vernetzung noch Verbesserungspotential gibt. Aus diesem Grund bietet Panoptica allen im Kulturbereich und darüber hinaus engagierten Frauen die Möglichkeit, ihre Leistungen zu präsentieren und ihren Anteil an der Tiroler Kunst- und Kulturproduktion besser sichtbar zu machen. Panoptica soll aber nicht nur Vorhandenes stärker sichtbar machen, sondern Frauen dazu ermutigen, ihre kreativen Talente zu entfalten, Rollenklischees zu hinterfragen und selbstbewusst eigene Wege zu gehen.

Besonders hervorheben möchte ich, dass Panoptica erstmals auch einen Beitrag beinhaltet, der dem weiblichen Kulturschaffen in Südtirol gewidmet ist. Damit soll der verstärkten grenzüberschreitenden kulturellen Zusammenarbeit Rechnung getragen und die Vernetzung zwischen den Frauen aller Tiroler Landesteile gefördert werden. Durch die Verbreitung von Panoptica in Südtirol wird sich auch der Kreis der LeserInnen erweitern.

Mein Dank gilt Chefredakteurin Petra Streng, die in bewährter Weise für die gelungene Konzeption und Umsetzung des Magazins verantwortlich zeichnet, sowie allen Autorinnen und dem Autor für ihre Beiträge. Ich wünsche allen Leserinnen und (hoffentlich) auch Lesern eine abwechslungsreiche Lektüre sowie interessante Erkenntnisse über das facettenreiche Leben und Gestalten der Frauen in Tirol!



Foto: Land Tirol/Aichner

*Dr. Beate Palfrader*

Dr.<sup>in</sup> Beate Palfrader  
Landesrätin für Bildung, Familie und Kultur

## Impressum

Eigentümer, Herausgeber, Verleger:

© Amt der Tiroler Landesregierung

Für den Inhalt verantwortlich: HR Dr. Thomas Juen, Abteilung Kultur, Leopoldstraße 3/4, 6020 Innsbruck;

email: kultur@tirol.gv.at

Redaktion: Dr. Petra Streng · Druck- und Gesamtherstellung: Tiroler Repro Druck, Valiergasse 40, 6020 Innsbruck

Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

# EINLEITUNG

Die Ausgabe der Panoptica 2016 spannt einen weiten Bogen: Nicht nur was die Vielfalt an Themen, sondern auch zeitliche Dimensionen betrifft. Prähistorische Funde werden explizit nach Frauenspuren untersucht - was kann man nach so langer Zeit an Alltäglichkeiten, an spezifischen weiblichen Lebenswelten „herauslesen“. In der Jetztzeit angelangt, nimmt ein Beitrag Bedacht auf die gegenwärtige Flüchtlingsproblematik. Wie schaut das Dasein von Frauen aus, die nun in einer kleinen Gemeinde im Tiroler Oberland, fern ab der Heimat, leben? Wie begegnen sie dem kulturellen Wandel, welche Erlebnisse haben sie geprägt, was sind ihre Wünsche und Anschauungen.

Wenn man von einer lebenslangen Leidenschaft sprechen kann, dann sicherlich von Claudia Lugger und ihrem Theater (den Schlossbergspielen in Rattenberg), dass sie geprägt hat und immer noch prägt. Mit viel Einfühlungsvermögen auf- und nachgezeichnet, widmet sich das künstlerische Porträt dieser Ausgabe Chryseldis Hofer-Mitterer. Ihr Werdegang, beeinflusst von vielen unterschiedlichen künstlerischen Eindrücken und Aufgabenstellungen, aber auch ihr privates Leben spiegeln ein sehr persönliches, unaufdringliches Frauendasein wider.

Dass Kultur Brücken schlagen kann, beweist der Beitrag über Frauen in der Südtiroler Musikszene. Auch zukünftig soll in der Panoptica immer ein Artikel den Frauen jenseits des Brenners gewidmet sein – jeweils mit einem spezifischen Themenschwerpunkt. Unter dem Titel „Eppas tuat sich“ werden weibliche literarische Spuren aufgezeigt: Treffend nicht als Mundartdichtung, sondern als Dialektlyrik bezeichnet. Mit Kunsthandwerk beschäftigen sich zwei weitere Beiträge, die zum einen das kreative Arbeiten von Oberländer Frauen vorstellen, zum anderen den Fokus auf den besonderen Zugang zur Goldschmiedekunst legen.

Welchen verschiedenen weiblichen Facetten man sich bei einem Spaziergang durch die Tiroler Landeshauptstadt annähern kann, zeigt anhand von konkreten, und manch' kaum bekannten Beispielen aus Vergangenheit und Gegenwart der Beitrag über „Frauenspuren“.

„Frau Doktor auf dem Lande“ – oft hat man so seine eigenen Vorstellungen über das Leben einer Landärztin, eben etwa mit einem Hebammenkoffer ausgerüstet. Dass dem nicht so ist, dokumentiert der Beitrag über eine „moderne“ Ärztin im Tiroler Unterland. Das Phänomen „Alterspflege“ ist aktueller denn je und zumeist sind es Frauen, die diese Aufgabe übernehmen (müssen). Über die rechtlichen Bedingungen, aber auch über den sehr persönlichen Umgang mit der Pflege einer Angehörigen legt der Beitrag „Frau sein als Fürsorgerin“ offen. Aus volksmedizinischer und volkskundlicher Sicht beleuchtet der Artikel „Gartenfreuden – Gartenleiden“ was Pflanzen so alles über Frauenleben aussagen



können. Ein Garten war und ist eben nicht nur ein Fundus für Blumendekor, sondern birgt auch so manches Heil- bzw. Abwehrmittel.

Sprichwörter über Frauen, nicht selten diffamierend, gibt es zuhauf. Der männliche Autor dieser Ausgabe lässt die „Frauen pfeifen“ – mit Humor und kulturgeschichtlichem Weitblick.

Das ist auch gut so: Frauenleben, ob in der Stadt oder auf dem Land, spiegeln die Gesellschaft wider. Und diese ändert sich, trotz aller wahren und vermeintlichen Traditionen, stetig.

*Petra Streng  
Redaktion*



*Claudia von Medici in Kanzler Biener, 2010*  
Foto: Schlossbergspiele Rattenberg

# PORTRÄT: CLAUDIA LUGGER – DAS THEATER, EINE LEBENSLANGE LEIDENSCHAFT

Silvia Albrich

Die Schlossbergspiele Rattenberg sind untrennbar mit dem Namen Claudia Lugger und Claudia Lugger ist untrennbar mit den Spielen am Schlossberg verbunden: Denn seit ihrem 11. Lebensjahr spielt sie mit, verkörperte im Laufe der Zeit viele schöne Bühnenfiguren, brachte sich in der Organisation mit ein, die Aufgaben wurden immer größer und als logische Konsequenz agiert sie seit 2002 auch als Obfrau des Vereines Schlossbergspiele Rattenberg. Die Freilichtspiele in der einmaligen Naturkulisse am Schlossberg feierten 2014 ihr 60-jähriges Jubiläum, Claudia Lugger beging 2015 mit der Rolle als Wirtin vom grünen Baum in Carl Zuckmayrs Schinderhannes ihr 50-jähriges Bühnenjubiläum.

Claudia Lugger im Gespräch mit Silvia Albrich:

*Man kennt die Rattenberger zwar als begeisterte Theater-  
spieler, es sind auch immer wieder Kinder dabei. Wie kommt  
man schon so früh zum Theater und bleibt ihm dann so in-  
tensiv verbunden?*

Claudia Lugger: Mein Vater war der Obmann vom Theater, gesehen hab ich es natürlich schon mit neun Jahren und bin ihm wahrscheinlich nimmer von den Socken gegangen. Mit elf habe ich die erste kleine Rolle gehabt. Das tollste Erlebnis hatte ich aber schon mit sechs Jahren, da hat mich mein Bruder, der in Wien lebt, ins Burgtheater geführt. Dort durfte ich „Einen Jux will er sich machen“ mit Josef Meinrad als Weinberl sehen. Das war sooo ein Erlebnis für mich und von da weg war für mich einfach nur THEATER!  
*(Man hört mindestens sechs Ausrufungszeichen und sieht THEATER fast in glühenden Lettern vor sich).*

*War dein Bruder denn so viel älter, dass er dich ins Burgtheater führen konnte?*

Claudia Lugger: Mein Bruder ist 16 Jahre älter als ich, wir sind fünf Geschwister und die haben mich da schon überallhin mitgenommen. Ich bin jedes Jahr nach Wien gefahren, das erste Mal eben mit sechs, und da sind wir immer ins Burgtheater gegangen. Ich habe alle großen Schauspieler live gesehen: Die Hörbigers alle die alten, Paula Wessely, Attila Hörbiger, die Inge Konradi war damals das Christopherl, das kann man sich heute kaum mehr vorstellen, die Annemarie Düringer, die 2014 gestorben ist. Ich habe sogar noch die Alma Seidler gesehen, das weiß heute kaum einer mehr wer das ist, das sind wirklich die alten Größen. Diese Erlebnisse waren einfach wie eine Impfung, und die soll ja bekanntlich das ganze Leben halten - und sie hat gehalten!!

*Wenn man so gutes großes Theater sieht, ist das sicher ein prägendes Erlebnis. Wenn man daheim dann auch noch ständig Bühnenluft schnuppert, will man da nicht das Spielen zum Beruf machen?*

Claudia Lugger: Ja, ich wollte wirklich Schauspielerin werden, so mit 15, 16 Jahren, das war mir schon sehr, sehr ernst. Aber der Papa hat halt gesagt, ich muss die Matura machen, dann kann ich tun was ich will. Dann hab ich mich aber nicht mehr getraut. Mit 18 Jahren war ich dann schon so, dass ich mir gedacht habe: was ist, wenn man dann kein Glück hat, wenn man niemanden kennt... Ich hab hin und her überlegt, ich hab mich das nicht mehr getraut. Ich glaube, man sollte die jungen Leute sofort los-schicken, sie gewähren lassen, solange sie das Feuer spüren!! Sobald dann die Vernunft dazu kommt, ist es schon vorbei ... Das Profischau-



Claudia Lugger im Gespräch  
Foto: Schlossbergspiele Rattenberg

spielen hat sich für mich nicht gespielt aus der Vernunft heraus und den Umständen. Ich habe mit 20 „freiwillig geheiratet“ – (Sie lacht) Ich hab nicht müssen, ich hab die Kinder erst später bekommen.

Heute sehe ich es aber als großes Glück, so ein erfüllendes Hobby zu haben, in meinem Leben so viele tolle Rollen zu spielen, das hätte ich als Berufsschauspielerin wahrscheinlich gar nie so können. Mit 14 Jahren hab ich schon die Salome Pockerl g'spielt im Talisman; die Frau Suitner, die Buhlschaft im bäuerlichen Jedermann, Claudia von Medici im Biener, die Maultasch, die Trine in Karl Schönherr's Erde, Claire Zachanassian im Besuch der alten Dame, Valerie in Geschichten aus dem Wiener Wald, Fräulein Blumenblatt im Jux, die Wirtin im Schinderhannes und viele mehr..

*So viele tolle Rollen zu spielen, ist das das nicht auch eine Strapaz zusätzlich zum Beruf?*

Spielen ist für mich überhaupt nie eine Strapaz gewesen!! Da muss ich oft grad schmunzeln, was manche für Vorbereitungs-Szenarien haben als Schauspieler, für so was hab ich jetzt nicht Zeit, denn ich muss bis zum Auftreten ständig andere Sachen erledigen. Die Strapaz ist eher die Organisation. Ich sag immer: Man

wird da schon improvisationstüchtig, ich muss ja unterm Spielen ständig beobachten was mit dem Wetter ist manchmal, weil ich muss dann sagen, wir machen eine Pause. Ich hab oft das Handy im Socken drin, damit ich unter der Bühne meinen Meteorologen anrufen kann. Ich habe ja jemanden, der mir auf fünf Minuten genau sagt, ob es geht oder nicht geht und wann es wieder aufhört. Wenn man so jemanden hat, ist das natürlich eine große Hilfe. Wenn der sagt, es kommt jetzt was, aber das dauert vielleicht nur eine Viertelstunde, dann weiß ich ‚okay, jetzt unterbrechen wir einmal und danach geht es weiter..‘

*Du bist seit 2002 Obfrau des Vereines, das bedeutet viele zusätzliche Aufgaben. Wie kam es dazu? Diese Funktion ist ja fast vergleichbar mit der einer Intendantin?*

Claudia Lugger: Ja, durchaus. Aber das entsteht allmählich, das ist alles ein Prozess. Ich habe langsam angefangen beim Ausschuss mitzuarbeiten, für Werbung und Öffentlichkeitsarbeit und irgendwann hat es dann geheißen, dass die Funktion der Obfrau zu übernehmen wäre. Es ist viel zu tun: Organisation, Sponsoren, Öffentlichkeitsarbeit, Maske, Frisuren, Besetzung... Natürlich mach' ich das nicht allein, aber ich bin ja voll verantwortlich. Die Arbeit geht nie aus. Wenn die Saison zu Ende ist, sollte man das Stück für das kommende Jahr schon haben, dann beginnen die Verhandlungen mit Regisseuren, Sponsoren. Irgendwie geht es das ganze Jahr hindurch. Die Proben beginnen bei uns im Jänner, weil alle Spieler berufstätig sind. Es ist ein Fulltime-Hobby. Etwas



*Frau Suitner, 2001*  
Foto: Schlossbergspiele Rattenberg

ganz Wichtiges in meiner Obfruschafft ist, dass ich viele Sachen einfach einmal mache, obwohl ich noch gar nicht weiß, wie das dann wird, das ist schon auch ein bisschen risikohaft. Wir spielen unterschiedliche Dinge, wir haben sozusagen keine Linie, unsere Linie ist, dass es immer etwas anderes ist.

*Waren es am Anfang – die Bühne blickt ja schon auf über sechs Jahrzehnte zurück - mehr Volkstheater-Klassiker?*

Claudia Lugger: Das ist sehr unterschiedlich, es waren immer gute, gehaltvolle Stücke, wir haben sehr viele österreichische Autoren gespielt, Kranewitter, Schönherr, Max Mell, und dann natürlich auch die guten Volksstücke – siehe [www.schlossbergspiele-rattenberg.at/archiv/chronik.html](http://www.schlossbergspiele-rattenberg.at/archiv/chronik.html) - vom Geschmack her haben wir natürlich sehr unterschiedliche Dinge gespielt und das finde ich auch gut so. Denn vom Geschmack her kann man nie behaupten, es hat allen gefallen. Aber wir bemühen uns etwas zu spielen, das ein breiteres Publikum interessiert, und das dann möglichst niveauvoll zu spielen.

*Wie kommt es zur Stücke-Auswahl?*

Claudia Lugger: Das ist ganz verschieden: Manchmal bildet man sich ein Stück ein und sucht sich einen Regisseur. Manchmal ist es umgekehrt, man bildet sich einen Regisseur ein und fragt ihn was er gerne machen würde – z.B. den Manfred Schild habe ich gefragt, ob er die Geschichten aus dem Wienerwald inszenieren würde, da war das Stück im Vordergrund und ich habe jemanden gesucht. Er hat gesagt „ja gern“. Beim heurigen Stück „p. pan und die verlorene zeit“ ist es umgekehrt. Wir haben immer gesagt, die Geschichte des Peter Pan würden wir gerne einmal oben spielen und haben den Helmuth Häusler gefragt. Das ist ein ganz phantasievoller Regisseur, man erinnere sich an den „Besuch der alten Dame“ 2005, bei dem alle Häuser, alles schräg war... Helmut Häusler hat für uns nach dem Roman von James Matthew Barrie ein eigenes Stück geschrieben, kein kitschiges Märchen, sondern ein Stück über junge Menschen, die nicht erwachsen werden wollen, die sich eine eigene Phantasiewelt bauen. Da spielen sieben junge Männer zwischen 18 und 20 den Peter Pan mit seinen verlorenen Jungs. Es ist ein Stück mit ernstem Hintergrund, aber auch sehr witzig.

Anders ist es mit dem Autor Felix Mitterer, der hat ja auch schon einiges für uns geschrieben. Da geh ich auch hin und frage, ob er etwas für uns schreibt. Da frage ich aber, was er bevorzugt. Er schreibt übrigens für 2018 „Der Glöckner von Notre Dame“, das hat er schon lange machen wollen...

Ein bisschen was muss man da wagen und riskieren und es ist mitunter auch sehr anstrengend, denn da kann man nicht sehr viel vorplanen und vorarbeiten, da muss man schauen, was kommt, wie viele Personen man braucht. Die Stücke werden im Ausschuss beschlossen, es gibt ein paar Vorschläge und man einigt sich auf ein Stück. Es ist inzwischen so, dass wir jetzt seit einigen Jahren schon viele Regisseure haben, die bei uns anfragen, das ist auch ein Indiz, dass die Bühne erfolgreich und beliebt ist. Zum Erfolg trägt natürlich



*Claire Zachanassian in: Der Besuch der alten Dame, 2005*  
Foto: Schlossbergspiele Rattenberg



*Die Wirtin vom grünen Baum im Schinderhannes, 2015*  
Foto: Schlossbergspiele Rattenberg

auch die Spielstätte mit bei, der Rattenberger Schlossberg, die schönste Freilichtbühne weit hin und unser gewachsenes Ensemble.

*Das spüren die Zuschauer auch, dass ihr ein sehr gutes Team seid, ein sehr beseeltes Ensemble, in dem jede/r mit Freude dabei ist.*

Claudia Lugger: Ja auf jeden Fall, ich könnte das auch nicht anders haben. Denn entweder es geht gut - intern muss es passen, was anderes könnte man auch nicht aushalten. Vielleicht liegt es auch daran, dass man weiß, dass so Querelen oder ähnliches, dass sich diese Sachen nicht lang halten. Ich bin Waage, ich hielte das nicht aus – Natürlich spürt der Zuschauer die Begeisterung und den Zusammenhalt, es ist bei uns selten, dass man uneinig ist. Denn wir haben alle ein gemeinsames Ziel vor Augen, für das wir auch oft an unsere Grenzen gehen.

*Applaus ist das Brot des Künstlers, sagt man... Das trifft auf Euer Ensemble voll zu.*

Ja, denn die Spieler kriegen nichts bezahlt. Vielleicht geht es deswegen so gut, weil vom letzten Statisten bis zum Hauptdarsteller jeder gleich viel kriegt - nämlich nix! Wir proben ja ein halbes Jahr, wer das nicht mag, der ist auch

nicht dabei. Vielleicht geht es deshalb so gut mit uns. Deswegen kann man sagen: alle, die das auf sich nehmen, die wollen das so, die nehmen es auf sich, das ist eine homogene Truppe, eine gewachsene Gemeinschaft. Die Spieler sind Laien, alles andere ist professionell. Die Spieler zu bezahlen, das könnten wir uns ja nicht leisten. Stell dir vor, du musst 50 Leute zahlen, da wären wir ja nächstes Jahr pleite, das ginge nie. Da kriegt niemand irgendwas außer Regie, Bühnenbild und Technik, das ist natürlich alles bezahlt.

*Gibt es so etwas wie eine Stamm-Crew?*

Ja, das haben wir schon. Einige sind schon viele Jahre mit dabei. Zum Beispiel die Frau für die Kostüme, die Ria Mayr. Die Dame ist sowieso ein eigenes Kapitel. Sie ist 83 Jahre und seit über 40 Produktionen verantwortlich für die Kostüme, vor allem kann sie es! Sie ist keine Schneiderin, aber sie hat sich das selber in Jahrzehnten beigebracht. Das ist ihr Hobby, wenn ich mir zum Beispiel die Kostüme von der Philippine Welser anschau', die hat zwar ein Profi entworfen, aber genäht hat sie sie.. Da haben wir eine Industriemaschine gekauft, damit sie die dicken Stoffe nähen kann.

*Deine Theaterbegeisterung kam über den Vater, hat sich diese Spielfreude in der Familie fortgesetzt?*

Ja, meine Tochter setzt die Tradition fort, aber nicht so intensiv. Sie spielt aber auch schon seit sie acht Jahre alt ist. Sie hat schon das 20-Jährige gefeiert als Philippine Welser.



Verleihung Verdienstkreuz des Landes Tirol, 2014

Foto: Landespressediens

*Nach all den schönen Rollen ist da noch eine Wunschrolle offen?*

Jetzt im Moment nicht, weil wir für die nächsten drei Jahre schon geplant haben und weiter ist es noch nicht: 2016 der Peter Pan, „p. pan - und die verlorene zeit“, 2017 schreibt der Manfred Schild etwas für uns, und zwar etwas Lustiges: „Die Kluibenschädel-Saga“ – eine Tiroler Familiensaga, und 2018 ist es wieder der Felix mit dem „Glöckner von Notre Dame“.

In der Rückschau hat es sich wirklich als Glück erwiesen, dass ich keine Berufsschauspielerin wurde, dass es ein Hobby geblieben ist, weil ich so tolle Chancen gehabt hab' und gespielt und gespielt und gespielt hab', und dann ist halt' immer mehr Verantwortung in der Organisation dazu gekommen bis zur Chefin.

## CLAUDIA LUGGER

Geboren 1954  
im Sternzeichen der Waage,  
wohnhaft in Rattenberg,

Mutter von drei erwachsenen Kindern  
(Historiker Martin, 34; Pianist Paul, 32;  
Johanna, 28),

selbständige Physiotherapeutin,

Schauspielerin und Leiterin des Schlossbergspiele-  
Ensembles,

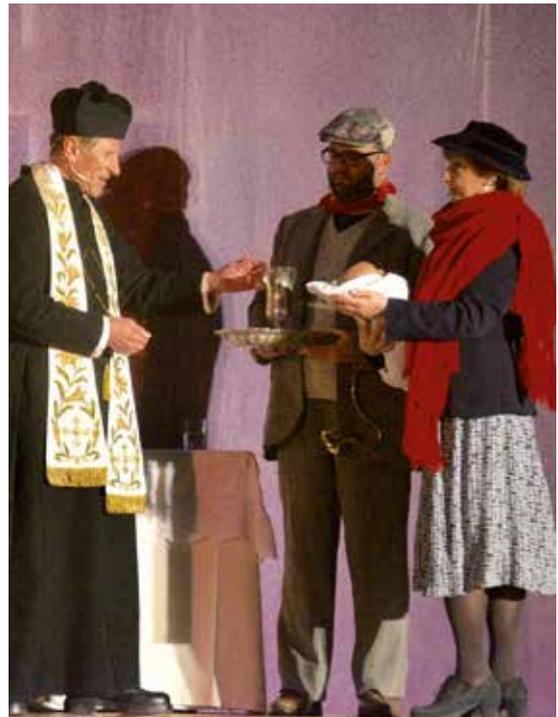
feierte 2015 ihr 50-jähriges Bühnenjubiläum,

spielte viele große Bühnenfiguren und ist  
seit 2002 die Obfrau des Vereines Schlossbergspiele  
Rattenberg ([www.schlossbergspiele-rattenberg.at](http://www.schlossbergspiele-rattenberg.at)),

## EHRUNGEN:

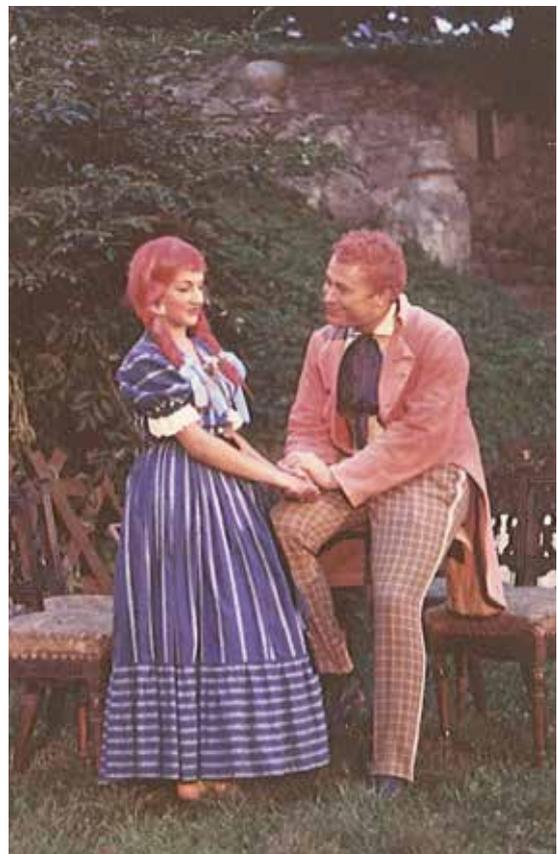
2009 Verdienstzeichen in Gold  
des Theaterverbandes Tirol

2014 Verdienstkreuz des Landes Tirol



*Don Camillo und Peppone, Dom zu St. Jakob,  
Dezember 2015*

*Foto: Diözese Innsbruck/Weingartner*



*Salome Pockerl in: Der Talisman, 1968*

*Foto: Schlossbergspiele Rattenberg*



*Kammersängerin Brigitte Fassbaender macht Eppan im Sommer  
eine Woche lang zu einem hochkarätigen Zentrum des Kunstliedes  
Foto: Marc Gilsdorf*

# VON DEN GROSSEN EMOTIONALEN MOMENTEN – WEIBLICHES MUSIZIEREN IN SÜDTIROL

## Ursula Strohal

Südtirol ist seit Jahrhunderten eine künstlerisch fruchtbare Region, und die Musik hat großen Anteil daran. Von internationalen Künstlern in Jazz, Pop und Kunstmusik über die örtliche Musikszene und Jugendkultur bis zur dörflichen Musikkapelle reicht die Klangwolke, die über dem Land liegt. Aus den außergewöhnlich reichen Begabungen des geografisch kleinen Raumes filtern wir für panoptica in wenigen stilistisch breit gestreuten Spots den zunehmenden Trend weiblichen Musizierens.

Noch nie hatten Frauen die Möglichkeit, ihre musikalische Begabung so selbstverständlich und auch öffentlich zu beweisen wie in unserer Zeit. Seit Musikschulen eingerichtet wurden, Frauen vom Orchester bis zur Blasmusik Eingang in die Szene finden und nicht zuletzt durch die Medien schier grenzenlos die Populärmusikwelt stürmen, bereichern sie alle Genres, häufig inhaltlich erweiternd und international ausgreifend. Sie sind, wie ihre männlichen Kollegen, schöpferisch, interpretatorisch, pädagogisch und im Management tätig. Musik handelt von den großen emotionalen Momenten. Darum geht es ihnen allen. Unsere Auswahl weiblichen Musizierens und Ermöglichens zeigt einige besondere Beispiele und repräsentiert selbstverständlich nicht die gesamte Südtiroler Szene.

Zur Basis: In den Südtiroler Musikschulen, bestätigt Alexandra Pedrotti, neue Direktorin der Musikschule Sterzing mit kompetentem Gesamtüberblick, sind Mädchen „absolut in der Überzahl“. Sie bleiben meist mit Engagement beim Musizieren und nehmen die Doppelbelastung Schule/Musikschule konsequent hin, während sich Buben im Alter der 2., 3. Oberstufe entscheiden und öfter umorientieren. Dass Geige, Bratsche und Violoncello „weiblich“ geworden sind, ist bekannt. Mädchen greifen aber auch zu Klarinette, Oboe, Saxophon, Trompete und Horn, während die tiefen Blechinstrumente und das Schlagzeug noch vorwiegend von jungen Männern bedient werden. Interessant ist, dass in Blasmusikkapellen, die zum Teil Privatunterricht anbieten, Mädchen sogar zusätzlich zur Musikschule weitere Instrumente erlernen und dabei durchaus in die Männerdomäne eingreifen.

Zahlen aus dem Konservatorium „Claudio Monteverdi“ Bozen: Dort sind 266 Studierende für die Studiengänge 2015/16 eingeschrieben, davon 136 weiblich und 130 männlich. Dazu kommen 160 Schüler und Schülerinnen der vor-akademischen Kurse, davon 85 weiblich und 75 männlich. Tiefes Blech, Schlagzeug und Kontrabass sind männlich besetzt, erläutert Direktor Heinrich Unterhofer, den Cellounterricht teilen sich die Geschlechter, Violine, Harfe und Flöte gehören den Mädchen. Für Bratsche und Fagott besteht generell geringes Interesse.

Auch die Statistik der Südtiroler Blasmusikjugend zeigt wachsenden femininen Anteil: 50 Prozent der Blasmusikjugend sind derzeit weiblich (und unter 18 Jahre alt). Im Chorwesen sind auch in Südtirol die Frauen absolut führend, es gibt zahlreiche Frauenchöre und -ensembles.

Nach der Ausbildung gilt es, den eigenen Weg zu finden, Kreativität ist dabei gefragt. Zunehmend begegnet man Komponistinnen, 2013 galt ihnen der Schwerpunkt des 39. Festivals zeitgenössischer Musik in Bozen. Manuela Kerer und Judith Unterpertinger sind bekannte Namen, Helga Plankensteiners Musikfindungen treten immer stärker hervor. Ihr Lehrer, der prominente Nordtiroler Saxophonist und Komponist Florian Bramböck, hat eine Grußadresse für sie:

**Helga Plankensteiner** (Baritonsaxophon, Stimme, Improvisation, Pädagogin, Komponistin)  
*Helga Plankensteiner ist eine große positive Kraft im Jazz- und Musikleben Südtirols und darüber hinaus. Sie ist eine begnadete Pädagogin, bringt die Kinder zum Improvisieren wie kaum*



*Helga Plankensteiner, Altsaxophonistin, Sängerin, Komponistin*

*Foto: Andreas Marini*

*jemand anders. Sie ist in zunehmendem Maße eine hervorragende Komponistin. Gemeinsam mit ihrem Mann Michael Lösch sind die beinahe rastlos zu nennen in der Entwicklung und Verwirklichung neuer Bandprojekte. Sie ist eine großartige Spezialistin für das Baritonsaxophon geworden, weitum bekannt und geschätzt. Lang lebe Helga Plankensteiner!*  
 Florian Bramböck

Sie besitze die Eigenschaft, schreibt das Online-Magazin Westzeit, „selbst aus Südtiroler Bergwelt den Ruf fremder Heimaten zu hören und in hörbares Material umzusetzen. Das bleibt nicht immer harmonisch rein, da zündelt sie auch schon mal am Jazzsound und kratzt dessen eckige Seiten auf.“

Helga Plankensteiner studierte klassisches Saxophon bei Florian Bramböck am Konservatorium in Innsbruck und Jazz am Konservatorium Trient. Weiters besuchte sie Jazzworkshops zahlreicher Berühmtheiten und machte als Sängerin Theatererfahrung in der „Dreigroschenoper“ und der „Rocky Horror Show“. Sie schrieb Theatermusik, gewann 1999 den Big Band-Wettbewerb der „AMJ“ in Siena und kam 2000 ins Finale des Wettbewerbs des „National Orchestra de Jazz“

in Paris. Die großartige Solistin am Baritonsaxophon und versierte Ensembleplayerin spielt bei zahlreichen Jazzfestivals im In- und Ausland, ist fixes Mitglied der Carla Bley Bigband (USA), des Torino Jazz Orchestra und der Dani Felber Big Band (CH). Außerdem dirigiert sie das Ensemble SWEET ALPS. Mit dabei immer großartige Solisten. 2009 wurde sie von der Zeitschrift „Musica Jazz“ unter die besten zehn neuen Talente gewählt.

Sie ist tatsächlich hyperaktiv, hat eine Menge eigene Projekte wie die internationale Frauenband „Fifth Side“, das „Helga Plankensteiner Quintett“ sowie die Ensembles „Plankton“, „El Porcino Organic“, das „Italian Sax Ensemble“ und „Revenge“ mit dem eigenwilligen Mix aus Dixie, Alpenjazz, Klezmer und Chanson. Dazu kommen engmaschige Tourneen, ihr begehrter Unterricht und gemeinsam mit Michael Lösch ein Füllhorn an Ideen und Aktivitäten. Auf zahlreichen CDs ist HP als Saxophonistin, Sängerin und Komponistin zu hören.

### Ganes

Ein Vokaltrio, sirenenhaft, berückend, glockenhell und rauchig, sanft und lasziv, voll Freude und verträumt. Gesang in ladinischer Sprache. Drei junge Frauen aus dem Gadertal singen über das Leben, über Gefühle und Geschichten, Vertrautes und Fremdes. Sie bezaubern mit Violinen, Gitarre und Schlagzeug, vor allem mit ihren Stimmen. Ihr Stil zwischen Jazz und Pop und die uralte Sprache der ladinischen Minderheit bezaubern. Ende 2015 sangen sie in Salzburg und Linz,



*Leicht und fröhlich, dunkel und geheimnisvoll: die ladinische Frauengruppe Ganes*

Foto: Zippo Zimmermann

2016 sind sie in Deutschland unterwegs, mit einem neuen Programm, das sie im Sommer auf eine Silberscheibe bannen. Die Schwestern Elisabeth und Marlene Schuen und ihre Cousine Maria Moling sind Tür an Tür in Wengen aufgewachsen. Gemeinsam sangen sie auf Hubert von Goiserns Konzertschiff bei der Linz-Europa-Tour, gemeinsam wurden sie zu vielstimmig singenden Märchenwesen, zu „Ganes“. Das Trio entstand auf einem Fluß. Umso naheliegender der Name: in den Südtiroler Fanes-Sagen sind Ganes Wasserhexen, die dem, der sie sieht, Glück bringen können, oder Unglück. Je nachdem, wie man sich ihnen gegenüber verhält. Innerhalb der ersten drei Jahre haben Elisabeth, Marlene und Maria drei Alben veröffentlicht. Die Trägheit des Flusses weicht einem rasanten Tempo. „Rai de Soredl“, der „Sonnenstrahl“, heißt dieses verspielte, quirlige, fröhliche Album, 2011 folgte das melodisch weiche „Mai Guai“, 2012 das melancholisch verwobene „Paeroes & Neores“.

„An cunta che“ – „Man erzählt, dass...“ heißt das neue Programm von Ganes. Es geht um Ladinische Sagen. Ganes sind tief in diese Welt hineingetaucht. Sie singen über das untergegangene, märchenhafte Reich der Fanes. Über die Gana Moltina und ihren Pakt mit den Murmeltieren, über die mutige Königstochter Dolasilla und ihre Zwillingschwester Luyanta. Über Zwerge und Silberpfeile, gefährliche Drachen, böse Zauberer und die Quelle des Vergessens. Ganes ziehen einen in diese Welt voll Sehnsucht, voll Melancholie und Fantasie. Sie zaubern mit „an cunta che“ das Reich der Ladinischen

Sagen auf die Bühne, mit ihrem dreistimmigen Gesang, den raffinierten, verspielten Melodien. Mal leicht und fröhlich, dann wieder tief, dunkel und geheimnisvoll.

### Ladies in Brass

Also doch: Blechblasinstrumente spielende Frauen! Unterwegs als professionelles Quartett. 1998, im Gründungsjahr, waren sie noch ein Quintett. Aber wichtig ist das Jahr, denn „wir werden heuer sozusagen volljährig“. Die Besetzung: Dagmar Pircher, Trompete; Petra Trafoier, Trompete; Sabrina Gasser, Horn; Charlotte Rainer, Posaune.

„Als wir vor 18 Jahren begonnen haben“, erzählt Dagmar Pircher, „waren wir einfach etwas fanatische Hobbymusikantinnen, und damals noch einige der wenigen Mädchen an Blechblasinstrumenten. Inzwischen haben wir alle eine Ausbildung am Konservatorium hinter uns und sind beruflich als Musik- bzw. Instrumentallehrerinnen an Mittel- und Musikschulen in Südtirol tätig.“

Nach sehr aktiven Jahren mit verschiedensten kirchlichen und weltlichen Auftritten – Taufen, Hochzeiten, Beerdigung, Geburtstagständchen, Einweihungen, Eröffnungen, Kirchen- und Tourisuskonzerte u.v.m. im Inland und einigen Abste-



Ladies in Brass, volljährig geworden

Foto: Roland Pircher

chern ins benachbarte Ausland haben die Frauen aufgrund von Mutterschaften und beruflichen Verpflichtungen die Auftritte in den vergangenen Jahren etwas reduziert. Pircher: „Nichtsdestotrotz gibt es einige Fixtermine wie die Karfreitagsmesse in Schnals oder Weihnachtsmarktmusik in Bozen oder Glurns. Auch das eine oder andere (Kirchen-)Konzert darf nicht fehlen.“

Das Repertoire der Ladies in Brass reicht von Renaissancemusik über Barock bis zu Gospel und Blues. „Auch 2016 wird es sicher Ideen geben, um unsere Volljährigkeit zu feiern.“

### La Valse

„Annen-Polka“, „Frühlingsstimmen-Walzer“, Polka schnell „Bahn frei“, „Rosen aus dem Süden“, „Im Krapfenwaldl“, „Tritsch Tratsch“ – bekannte Titel, die beschwingte Atmosphäre, Tanzlaune und heitere Stimmung verheißen. Titel aus dem Repertoire von „La Valse“, einem Damensalonorchester, wie es in Wien mehrfach, in Südtirol aber nur einmal vorkommt. Die sechs Damen von La Valse, allesamt mit abgeschlossenem Musikstudium und reicher Kammermusikalischer Erfahrung, musizieren seit dreizehn Jahren miteinander und haben sich der wunderbaren, leichtfüßigen Musik der Familie Strauß sowie von Carl Michael Ziehrer, Franz Lehár, Emmerich Kálmán, Fritz Kreisler und anderen Komponisten verschrieben. Zu Walzer, Polkas, Märschen und Galopps gesellen sich noch viele andere Rhythmen und Stücke. La Valse spielt typischerweise mit Stehgeigerin. Die Besetzung: Birgit Winkler, Violine; Sylvia Lanz, Violine; Giorgia Postinghel, Violoncello; Anna Toró, Flöte; Sibylle Finatzer, Klarinette; Gretl Pohl, Klavier. Den Namen „La Valse“ haben sich die Damen aus dem Französischen geholt; er bedeutet in verweiblichter Form „der Walzer“.



Irene Heufler,  
Geschäftsführerin des Südtiroler Bildungszentrums  
Foto: Staudacher

### Eppaner Liedsommer

Eine Woche zwischen Ende Juni und Mitte Juli gehört in St. Michael einer gefährdeten Kostbarkeit: dem Kunstlied. Ein aus Gesangskursen organisch gewachsenes Festival entstand rund um diese kleinen Miniaturen, die den Menschen Nähe, Emotion und Authentizität auf beglückende Weise schenken, aber im Weltenlärm unterzugehen drohen. Zwischen Lanserhaus, Kultursaal und Musikschule spannt der Eppaner Liedsommer jährlich seine Flügel aus und bringt Künstler, Besucher und Studenten aus vielen Nationen in den Ort.

Nicht die Quantität des Angebots macht die Einmaligkeit des Eppaner Liedsommers aus, sondern die Qualität, der Einblick in das Wesen des Liedes und Liedgesangs, die Intensität eines künstlerischen und sozialen Erlebens. Geboten werden Konzerte renommierter Künstler und zwei öffentlich zugängliche Meisterkurse. An den Abschlussabenden der Kurse ist junges, unverbrauchtes Stimmmaterial – in der Überzahl weiblich – zu erleben, und nicht wenige Namen der Sängerinnen und Sänger begegnen Musikinteressierten an anderen Orten wieder. Garant für Inhalt und Niveau dieser erfüllten Woche ist Brigitte Fassbaender. Die Kammersängerin mit dem großen Namen in Oper und Lied, heute als Opernregisseurin international gefragt, nahm 2002 den Liedsommer Eppan unter ihre Fittiche. Zwischen den Weinbergen und Obstgärten, den Burgen und Gipfeln der malerischen Südtiroler Landschaft schafft sie eine ebenso intime wie freie Atmosphäre. An ihrer Seite, erfahren und unverzichtbar, die Disponentin Jennifer Selby.

Einen der Meisterkurse hält Fassbaender selbst, den zweiten vergibt sie an prominente Kollegen. In den letzten Jahren unterrichteten Peter Schreier, Cheryl Studer, Maria Venuti und Renate Behle. In den Konzerten waren Christoph Prégardien, Sabina von Walther, Angelika Kirschschlager, Dietrich Henschel, Birgid Steinberger, Ruth Ziesak und viele andere zu hören. Nicht zu vergessen die Matinéen mit jungen, schon im Beruf stehenden Sängerinnen und Sängern. Ganz wesentlich sind die Liedbegleiter, auch hier viele prominente Namen.

Veranstalter des Eppaner Liedsommers sind das Südtiroler Bildungszentrum und die Gemeinde. Die Ausrichtung liegt in



Sabina von Walther mit Walter Deutsch bei ihrem Liederabend.  
Die Mutter der Bozner Sopranistin hatte einst die Liedkurse in Eppan initiiert  
Foto: Staudacher

weiblicher Hand: Vom Bildungszentrum sind Geschäftsführerin Irene Heufler und Vorstandsmitglied Waltraud Staudacher aktiv, die künstlerische Organisation vor Ort hat Miriam Merzhäuser inne.

Das Kunstlied ist und wird in Eppan für alle zum Herzensanliegen. „Der Kampf für und um ‚das Lied‘ lohnt sich“, sagte Brigitte Fassbaender, eine der bis heute ganz großen Liedinterpretinnen und begehrtesten Lehrerinnen, als sie in Eppan das Abschlusskonzert ihres Meisterkurses moderierte. Und gab dann unerwartet Einblicke: „Ein sogenannter Meisterkurs vermittelt in erster Linie Anregungen, wie man sein Instrument ‚Stimme‘ beherrschen soll, um den Anforderungen des Liedes gerecht werden zu können. Ein Vorgang, der jahrelanges Suchen und Versuchen, der Rückschläge und Fortschritte bedeutet, der ebenso zu Verunsicherungen, wie zu erfreulichen Erfolgserlebnissen führen kann. Eines meiner Hauptanliegen

als Leiterin von Meisterkursen ist es, die jungen Sänger und Sängerinnen darauf hinzuweisen, wie wichtig es ist, sein Handwerkszeug souverän zu handhaben und das zu erarbeitende Repertoire seinen Möglichkeiten und seiner Jugend gemäß auszusuchen – ob Oper oder Lied – zu schnell ist ein Instrument, das unsachgemäß behandelt oder vor falsche Anforderungen gestellt wird, dem Verschleiß ausgesetzt! Ich vergleiche das immer mit dem Schmelz der Schmetterlingsflügel – wird der verletzt und grob berührt – ist’s aus mit dem Tierchen – irreparabel sind die Schäden solcher Behandlung! Darum ist nichts wichtiger als die pflegliche Behandlung der Mittel – des jungen, fragilen, sich entwickelnden Stimmmaterials.“



*Konzentrierte Spannung: Brigitte Fassbaender beim Unterricht*

Foto: Rupert Larl



*Ringperlen aus Thaur Kapons-Ost*  
*Foto: Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck/W. Sölder*

# „IM TOD SIND ALLE GLEICH!?“

## Was prähistorische Funde über die Stellung der Frau in vergangenen Zeiten aussagen

Saskia Danae Nowag

Die Aufgabe der Archäologie ist nicht nur die ausgegrabenen Funde zu bestimmen und sie zeitlich einzuordnen, sondern diese auch dahingehend zu untersuchen, was sie uns über die damaligen Gesellschaften erzählen können. Es werden beispielsweise Fragen in Bezug auf das Alltagsleben, die Wirtschaftsweise, die Ressourcennutzung, die Ernährung, aber auch die Geschlechterrollen gestellt. Letzteres kann in den ur- und frühgeschichtlichen Epochen Tirols vor allem durch die Grabfunde beantwortet werden. Naturwissenschaftliche Methoden ermöglichen die Bestimmung des biologischen Geschlechtes eines Verstorbenen und damit können charakteristische weibliche und männliche Beigaben klassifiziert werden. Die so herausgefilterten geschlechtsspezifischen Totenausstattungen können dann auch bei Nekropolen ohne entsprechende anthropologische Untersuchungen Hinweise liefern, ob in einer Grablege ein Mann oder eine Frau zur letzten Ruhe gebettet wurde. Erst damit kann die Rolle der Frau in vergangener Zeit hinterfragt werden: Waren die alltäglichen Aufgaben der Frau darauf beschränkt, sich um Haus, Hof und Kinder zu kümmern? Welche Funktionen konnten Frauen in der jeweiligen Gesellschaft ausüben? Wie repräsentierte sich das schöne Geschlecht mit der Kleidung und den Accessoires nach außen? Klare Antworten auf diese Fragen sind nur schwer zu finden. Denn als Forscher ist man gefordert, aus den vielen Puzzlestücken von Befunden und Funden ein mögliches Bild über die damalige Gesellschaftsstruktur zu zeichnen. Bei aller versuchten Objektivität ist man nicht davor gefeit, das eigene Weltbild in die Interpretationen hineinfließen zu lassen, was sehr schön daran zu erkennen ist, wenn sich der Zeitgeist ändert. Die wissenschaftlichen Theorien von heute unterscheiden sich mithin stark von jenen vergangener Jahrzehnte! Beispielsweise deutete man bestimmte Objekte aus der spätbronzezeitlichen Kelchalm im Bezirk Kitzbühel als Holzspindeln, die zum Drehen von Wollfäden verwendet wurden, und fasste dies noch in den 1990er Jahren als Hinweis auf die Anwesenheit von Frauen in dieser „Bergarbeitersiedlung“ auf.<sup>1</sup> In der Neubearbeitung der Funde aus dem Jahr 2008 werden allerdings andere Deutungsansätze für diese Objekte angegeben. Es könnte sich genauso gut um spitz zugearbeitete Pfosten bzw. Spitzkeile, Knebel oder Geräte zum Schlachten bzw. Häuten von Tieren handeln, die nicht einem Geschlecht zuzuordnen sind.<sup>2</sup>

### Die dunklen Jahrtausende

Hinsichtlich der Grabfunde liegt das alt- und mittelsteinzeitliche Tirol völlig im Dunkeln, da vorhandene Spuren lediglich auf die Lagertätigkeit der Menschen hindeuten, Nekropolen wurden bislang nicht aufgedeckt. Als früheste nachgewiesene

Gräberfunde gelten bisher die in Thaur Kapons Ost ergrabenen Brandbestattungen, welche in das 4./3. Jahrtausend v. Chr. (Jungsteinzeit) datieren. Hierbei handelt es sich um Brandschüttungsgräber unter zwei Steinpackungen, die im weitesten Sinne als Grabhügel anzusprechen sind. In diesen fand man neben dem Leichenbrand wahllos ausgestreute steinerne Ringperlen und zahlreiche Mittelmeerschnecken, deren Durchbohrung eine Funktion als Schmuckstücke belegt.<sup>3</sup> Aufgrund der fehlenden osteologischen Bestimmungen, lässt sich in diesem Fall jedoch nicht beurteilen, ob diese Schmuckobjekte einer Frau oder einem Mann als Totengabe zugeordnet waren.

### Eine Priesterin am Goldbichl in der Bronzezeit?

In der auf das Neolithikum folgenden frühen und mittleren Bronzezeit (2200-1300 v. Chr.) sind in Tirol die Bestattungsfunde äußerst rar und die Beigabensitte nur sehr rudimentär ausgeprägt.<sup>4</sup> An dieser Stelle sei auf ein außergewöhnliches Grab bei Igls verwiesen: Auf der Hügelkuppe des Goldbichl befand sich ein äußerst komplexes Heiligtum mit geradezu gewaltigen Ausmaßen, dessen Anfänge in der Zeit von 2200-1600 v. Chr. liegen. Die Bauweise erinnert stark an antike griechische Kultplätze. Da nämlich ein Wall den heiligen Bezirk mit Opferplatz umschloss, ist die Ansprache der Umfassungsmauer als *peribolos* und des im Inneren liegenden sakralen Bezirks als *temenos* durchaus



Mittelmeerschnecken der Art *Columbella rustica* aus Thaur Kapons-Ost, die als Schmuckstücke verwendet wurden  
Foto: Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck/IV. Söldner

gerechtfertigt.<sup>5</sup> Innerhalb der Temenosmauern wurde eine mit Phyllitplatten ausgekleidete Grube aufgedeckt, die neben verbrannten menschlichen Überresten auch Gefäßfragmente und ein steinernes Webstuhlgewicht enthielt. Aufgrund der Lage innerhalb des „Heiligen Hains“ ist diese Grablege eine Sonderbestattung, da dies durchaus unüblich war. Die geringe Menge an Leichenbrand könnte auf die sterblichen Überreste eines Kindes oder Jugendlichen hindeuten und im Zusammenhang mit dem gefundenen Webstuhlgewicht wird vermutet, dass hier ein junges weibliches Individuum zur letzten Ruhe gebettet wurde. Klärende anthropologische Untersuchungen mussten aber hinsichtlich der wenigen Gramm erhaltener verbrannter Knochen unterbleiben. Nach der Oberflächenbeschaffung des Webstuhlgewichtes dürfte dieses längere Zeit benutzt und dementsprechend nicht für die Bestattung hergestellt worden sein. Allerdings wurde es vermutlich im Zuge der Grablegung intentionell in drei Teile zerbrochen, um es vom Diesseits in das Jenseits zu überführen. Nachdem Webstuhlgewichten vor allem in der griechischen Mythologie ein hoher Symbolcharakter im Sinne des Spinnen und Webens als Gleichnis für das menschliche Schicksal sowie das Zeitmaß zukommt, könnte sogar an die Bestattung einer jungen Priesterin gedacht werden.<sup>6</sup> Dies würde zeigen, dass Frauen in dieser Zeit religiöse Funktionen einnahmen, die wohl mit einer nicht unerheblichen sozialen Verantwortung verbunden waren.



Das zerschlagene steinerne Webstuhlgewicht aus dem bronzezeitlichen Grab vom Goldbichl bei Igls

Foto: S. Nicolussi Castellani

### Modische Highlights in der Urnenfelderzeit

Mit der Spätbronzezeit (13. bis 8. Jhd. v. Chr.) steigt die Anzahl der Grablegen in Tirol rapide an. Diese Zeit wird auch als Urnenfelderkultur bezeichnet, da die Toten verbrannt und meist in großen Nekropolen in Urnen beigesetzt wurden.<sup>7</sup> Die eindrucksvolle Anzahl der Friedhöfe im Tiroler Raum zeigt, dass zu dieser Zeit ein starker Bevölkerungsanstieg stattfand. Dieser Zuwachs wird mit dem florierenden Kupferbergbau in Verbindung gebracht, der den wohl bedeutendsten Wirtschaftszweig im urnenfelderzeitlichen Tirol darstellte und einen Zuzug aus dem nördlichen Alpenvorland mit sich brachte.<sup>8</sup>

Beliebtes Trachtzubehör in Frauengräbern der Urnenfelderzeit waren ein Nadelpaar, Gürtelbleche oder -haken und seltener ein oder zwei Armreifenpaare. Von der aufwendigen Gürtelmode zeugen auch kleine Bronzezierbuckel, die auf Leder- oder Stoffgürtel montiert waren. Ebenfalls werden Anhänger, Glas- und Bernsteinperlen, Knopfgarnituren und goldener Trachtschmuck der weiblichen Hemisphäre zugeschrieben. Die Hitzespuren an den Beigaben zeigen, dass man Frauen wie auch Männer in ihrer Festtagstracht verbrannte und den Verstorbenen ein zusätzliches Set unverbrannten Trachtzubehörs mitgegeben wurde. Diese Zweitgarnitur wurde zu Lebzeiten getragen, worauf die Abnutzungsspuren hindeuten.<sup>9</sup> Die Zuordnung der geschlechtsspezifischen Beigaben wurde aber nur in wenigen Fällen anhand naturwissenschaftlicher Untersuchungen des Leichenbrandes durchgeführt. Deshalb folgt die Ansprache von Bestattungen als weiblich oder männlich Erkenntnissen aus anderen Fundregionen. So ist beispielsweise fraglich, ob ein Spannungsgewicht sowie Spinnwirtel aus dem Grab 263 von Volders<sup>10</sup> die Grablege einer Frauen anzeigen.

Anhand eines der wenigen in Tirol anthropologisch bestimmten urnenfelderzeitlichen Gräberfelder, nämlich Fügen-Kapfing, konnte anhand des Gewichtes und der Fragmentierung



Das bronzezeitliche Grab einer Frau, die eventuell eine Priesterin am Goldbichl bei Igls war

Foto: S. Nicolussi Castellani

der menschlichen Knochenreste aber nachvollzogen werden, dass innerhalb des Brandritus und der Aufsammlung der sterblichen Überreste nach der Verbrennung die Geschlechter gleich behandelt wurden.<sup>11</sup>

### Hohe Frauen im eisenzeitlichen Ampass

Blickt man nun auf den Beginn der Eisenzeit, der nach dem Gräberfeld von Hallstatt in Oberösterreich als Hallstattzeit (800 bis 500 v. Chr.) bezeichnet wird, so sind zwei Grabanlagen, die in der Flur Widenfeld bei Ampass entdeckt und von den Ausgräbern als Grabhügel interpretiert werden, beachtenswert. Es handelte sich um keine klassischen Grabhügel in denen Angehörige der Führungsschicht unverbrannt in hölzernen Kammern, über denen ein mächtiger Tumulus aufgeschüttet worden war, ihre letzte Ruhe fanden. Die beiden Grabmale weichen in ihrem Aufbau markant von den südwestdeutschen und ostfranzösischen Vertretern ab. Doch kann man davon ausgehen, dass hier in Ampass eine Elite beerdigt wurde und sich mithilfe abweichender Bestattungssitten absetzte. Das nahezu gänzliche Fehlen von als typisch männlich angesehenen Beigaben verwundert und kann darauf hinweisen, dass Frauen in dieser eisenzeitlichen Gesellschaft durchaus eine hohe Stellung einnehmen konnten, denn geschlechtsspezifische Beigaben wie Nadel, Fußbringe, Webstuhlgewichte und Spinnwirtel stammen aus der weiblichen Hemisphäre.<sup>12</sup> In dieses Bild passt auch der am Ampasser Demlfeld aufgedeckte Opferplatz, an welchem ab der späten Hallstattzeit (ab ca. 530 v. Chr.) bis in die römische Kaiserzeit (ca. 50 n. Chr.) geopfert wurde. Soweit die Weihgaben geschlechtsspezifisch zuweisbar sind, gehören diese ausschließlich in das weibliche Ambiente und dementsprechend ist anzunehmen, dass dieser heilige Ort ausgenommen Frauen gewidmet war. Als Opfergaben sind neben hochwertig gefertigten Bestandteilen der Frauentracht auch ein stilisiertes weibliches Figürchen, in dessen Leib eine weitere Figur eingeschrieben ist, zu nennen. Vermutlich soll dies eine Schwangere darstellen.<sup>13</sup>

### Nicht jeden Trend muss Frau mitmachen

Beim Gräberfeld von Kundl, welches vom 7. Jhd. v. Chr. bis in die erste Hälfte des 1. Jhd. n. Chr. belegt wurde, lassen sich weder hierarchische Strukturen, wie in Ampass, feststellen, noch gibt es dort deutliche wiederkehrende Beigabekombinationen. Frauen trugen zu dieser Zeit Eisen-, Rippen- oder bronzene Rollenkopfnadeln, wie sie eigentlich aus Männergräbern bekannt sind. Erst mit dem Beginn der jüngeren Eisenzeit, die nach dem Fundort La Tène am Neuenburger See benannt ist und von 500 v. Chr. bis 15. v. Chr. dauerte, tauchen in den Gräbern weiblicher Individuen Fibeln auf. Als weitere weibliche Trachtbestandteile sind in Kundl neben Hals- auch Armringe belegt, wohingegen Ohrringe und Gürtelhaken dort nur ein einziges Mal nachgewiesen sind.<sup>14</sup> Bernsteinperlen, die vermutlich zu einer Kette gehörten, fanden sich bei einer Frauenbestattung in Grab 108. Glasperlen sind an diesem Fundort nur selten, dafür bezeugen zahlreiche Glasarmringe, dass Glasschmuck als modisches Accessoire sehr wohl beliebt war und sogar lokal produziert wurde.<sup>15</sup> Des Öfteren kamen in Frauengräbern auch Messer vor<sup>16</sup>, was aus heutiger Sicht doch eher der männlichen Sphäre zugeschrieben wer-



Gürtelteil mit Schlaufen, Nadeln und Gürtelhaken in situ aus Vomp Fiechter-Au Grab 302

Foto: Gerhard Tomedi



Gürtelteil aus Vomp Fiechter-Au Grab 302 mit Zierbuckelbesatz nach der Konservierung

Foto: Gerhard Tomedi



Spanngewicht aus dem spätbronzezeitlichen Grab 263 von Volders

Foto: Verena Schumacher



Spinnwirtel aus dem spätbronzezeitlichen Grab 263 von Volders

Foto: Verena Schumacher

den würde. Ab der Stufe Latène B (380 bis 250 v. Chr.) wären im Vergleich zu angrenzenden Fundregionen eigentlich Hohlbuckelringe, Gürtelketten und Glasarmringe in den Grabstätten weiblicher Individuen zu erwarten. Allerdings bleibt der Ringschmuck spärlich und ist zudem meistens auf einheimische Modelle beschränkt. Auch Gürtelketten scheinen bei den Kundler Frauen keinen Anklang gefunden zu haben und wurden nicht in die heimische Tracht aufgenommen. Die Glasarmringe spiegeln zum einen keltische Vorbilder und zum anderen den lokalen Geschmack wider, wurden aber durchwegs lokal produziert. Auch in der Fibelmode in Kundl entstanden, in Anlehnung an keltische Prototypen, Eigenschöpfungen wie die Bügelfurchenfibel.<sup>17</sup>

Betrachtet man die anthropologisch bestimmten Bestattungen in Kundl<sup>18</sup>, zeigt sich, dass in Gräbern mit weiblich bzw. eher als weiblich bestimmten Individuen vor allem Schüsseln, Näpfe und Schalen als Beigefäße Verwendung fanden, wobei meist nur eines dieser Gefäße in die Grablage gelangte. In Frauengräbern scheinen die Gefäße vor allem außerhalb der Urne und nur relativ selten innerhalb des Leichenbrandbehälters abgestellt worden zu sein. In Brandschüttungsgräbern fand man die keramischen Beigaben auf dem Leichenbrand.



Stilisierte weibliches Figürchen aus Bronzeblech. In den Leib eingeschrieben ist eine weitere Gestalt. Die Darstellung einer Schwangeren?

Foto: Gerhard Tomedi

In Kundl sind zwei eiserne Nähnadeln mit schlitzartigem bis spitzovalem Ohr gefunden worden. Die Bearbeiterin Amei Lang möchte derartige Gegenstände nicht als Hinweise auf den „Hausfleiß“ deuten, sondern als Indiz für handwerkliche Spezialisierung im Sinne von Schneiderinnen oder Näherinnen interpretieren.<sup>19</sup> Allerdings fehlt bei allen drei Grablegen die Geschlechtsbestimmung, weshalb die Deutung, es handle sich dabei um weibliche Verstorbene, zu hinterfragen wäre.

Die oben dargestellten archäologischen Funde und Befunde aus der Zeit vom Neolithikum bis an das Ende der Eisenzeit verdeutlichen, wie schon Gerhard Tomedi hinsichtlich der Freilegung des Kultplatzes am Demlfeld bemerkte, dass jedes Individuum mehrere Identitäten besitzt. Frauen waren seit je her Töchter, Ehefrauen, Mütter, Angehörige einer Siedlungseinheit, einer Regionalgruppe, eines Stammes und nicht zuletzt einer Kultgemeinschaft! Daran hat sich bis heute nichts geändert.

#### Literaturverzeichnis

Miglbauer/Zemmer 1994

Miglbauer Renate/Zemmer Liselotte, *Urnenfelderzeit in Tirol. Mitteilungen aus dem Stadtmuseum Wels 5/94 (Wels 1994).*

Klaunzer 2008

Klaunzer Michael, *Studien zum spätbronzezeitlichen Bergbau auf der Kelchalm und Bachalm Bez. Kitzbühel, Nordtirol. Unpublizierte Diplomarbeit (Innsbruck 2008).*

Lang 1998

Amei Lang, *Das Gräberfeld von Kundl im Tiroler Inntal. Studien zur vorrömischen Eisenzeit in den zentralen Alpen (Text). Frühgeschichtliche und provinzialrömische Archäologie 2 (Rahden 1998).*

Leitner 1990

Leitner Walter, *Urzeit. In: Fontana Josef et al., Geschichte des Landes Tirol 1. Von den Anfängen bis 1490 (Bozen/Innsbruck/Wien 1990) 4-130.*

Nicolussi Castellan/Mair/Tomedi 2001

Nicolussi Castellan Siegfried/Dorothea Mair/Tomedi Gerhard, *Vorläufiger Abschlussbericht zu den Ausgrabungen in Ampass. ArchaeoTirol. Kleine Schriften 3 (Wattens 2001) 91-98.*

Nowag 2014

Nowag Saskia Danae, *Zur Begräbniskultur in Tirol. Von der Steinzeit bis an das Ende der Eisenzeit. Eine archäologische Bilanz. Unpublizierte Dissertation (Innsbruck 2014).*

Sölder 1998

Sölder Wolfgang, *Rettungsgrabung in Kapons liefert Mosaiksteine der Thaurer Geschichte. Romedium 36, 1998, 15.*

Sölder 2002

Sölder Wolfgang, *Zur vorrömischen Besiedlung der Gemeinde Thaur. In: Bertsch Josef, Dorfbuch Thaur (Thaur 2002) 46- 53.*

*Sölder 2007*

*Sölder Wolfgang, Die vorrömische Besiedlung in Innsbruck. In: Sölder Wolfgang (Red.), Ur- und Frühgeschichte von Innsbruck. Katalog zur Ausstellung im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum 25. Jänner bis 22. April 2007 (Innsbruck 2007) 15-67.*

*Sperber 1992*

*Sperber Lothar, Zur Demographie des spätbronzezeitlichen Gräberfeldes von Volders in Nordtirol. Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 72, 1992, 37-74.*

*Sperber 2003*

*Sperber Lothar, Siedlungen als Kontroll- und Organisationspunkte für Wirtschaft und Verkehr im spätbronzezeitlichen Nordtirol. Bayerische Vorgeschichtsblätter 68, 2003, 19-51.*

*Sperber 2004*

*Sperber Lothar, Zur Bedeutung des nördlichen Alpenraumes für die spätbronzezeitliche Kupferversorgung in Mitteleuropa. In: Weisgerber Gerd/Goldenberg Gert (Hrsg.), Alpenkupfer – Rame delle Alpi. Der Anschnitt, Beiheft 17 (Bochum 2004) 303-345.*

*Tomedi et al. 2001*

*Tomedi Gerhard/Mair Dorothea/Nicolussi Castellan Siegfried/Neuner Moritz, Fortsetzung der Grabungen am Brandopferplatz am Goldbichl bei Igls. ArchaeoTirol. Kleine Schriften 3 (Wattens 2001) 171-175.*

*Tomedi et al. 2002*

*Tomedi Gerhard/Mair Dorothea/Nicolussi Castellan Siegfried/Neuner Moritz, Grabungen am bronze- und eisenzeitlichen Brandopferplatz am Goldbichl bei Igls. ArchaeoTirol. Kleine Schriften 4 (Wattens 2002) 201-202.*

*Tomedi et al. 2006*

*Tomedi Gerhard/Hye Simon/Lachberger Reinhold/Nicolussi Castellan Siegfried, Denkmalschutzgrabungen am Heiligtum am Demfeld in Ampass 2006. Ein Vorbericht. ArchaeoTirol. Kleine Schriften 5 (Wattens 2006) 116-122.*

*Tomedi/Appler/Nicolussi Castellan 2000*

*Tomedi Gerhard/Appler Hans/Nicolussi Castellan Siegfried, Vorbericht zu den Grabungen von ArchaeoTirol am Ampasser Widenfeld im Jahr 2000. ArchaeoTirol. Kleine Schriften 2 (Wattens 2000) 46-68.*

*Tomedi/Nicolussi Castellan 1999*

*Tomedi Gerhard/Nicolussi Castellan Siegfried, Ein hallstattzeitliches Hügelgrab am Widenfeld von Ampass? ArchaeoTirol. Kleine Schriften 1 (Wattens 1999) 54-59.*

*Tomedi/Nicolussi Castellan 2000*

*Tomedi Gerhard/Nicolussi Castellan Siegfried, Ein bronzezeitlicher Brandopferplatz am Goldbichl bei Igls. ArchaeoTirol. Kleine Schriften 2 (Wattens 2000) 122-123.*

*Tomedi/Nicolussi Castellan 2006*

*Tomedi Gerhard/Nicolussi Castellan Siegfried, Der bronze- und eisenzeitliche Brandopferplatz am Goldbichl. ArchaeoTirol. Kleine Schriften 5 (Wattens 2006) 165-169.*

*Tomedi/Nicolussi Castellan 2007*

*Tomedi Gerhard/Nicolussi Castellan Siegfried, Ein Heiligtum der Bronze- und Eisenzeit am Goldbichl bei Igls. In: Sölder Wolfgang (Red.), Ur- und Frühgeschichte von Innsbruck. Katalog zur Ausstellung im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum 25. Jänner bis 22. April 2007 (Innsbruck 2007) 69-77.*

*Urschitz/Meinrad Winkler 1990*

*Urschitz Maria/Meinrad Winkler Eike, Die Leichenbrände des urnenfelderzeitlichen Gräberfeldes von Kapfing, OG Fügen, Tirol. Fundberichte aus Österreich 29, 1990, 159-173.*

*VTLMF 1999*

*Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 79, 1999.*

<sup>1</sup> Miglbauer/Zemmer 1994, 3-4.

<sup>2</sup> Klaunzer 2008, 128-131.

<sup>3</sup> Sölder 1998, 15; Sölder 2002, 47-48; Sölder 2007, 21; VTLMF 1999, XXI-XXII sowie LXVII.

<sup>4</sup> Nowag 2014, 72, 76 sowie 80.

<sup>5</sup> Tomedi et al. 2001, 171-175; Tomedi et al. 2002, 201-202; Tomedi/Nicolussi Castellan 2000, 122-123; Tomedi/Nicolussi Castellan 2006, 165-169.

<sup>6</sup> Tomedi/Nicolussi Castellan 2007, 70-72.

<sup>7</sup> Leitner 1990, 78-79.

<sup>8</sup> Sperber 1992, 37-39 sowie 70-72; Sperber 2003, 24-28; Sperber 2004, 305-309.

<sup>9</sup> Miglbauer/Zemmer 1994, 6-7; Nowag 2014, 156-159.

<sup>10</sup> Miglbauer/Zemmer 1994, 6.

<sup>11</sup> Urschitz/Meinrad Winkler 1990, 167-170.

<sup>12</sup> Tomedi/Nicolussi Castellan 1999, 54; Tomedi/Appler/Nicolussi Castellan 2000, 49-56; Nicolussi Castellan/Mair/Tomedi 2001, 91-98.

<sup>13</sup> Tomedi et al. 2006, 116-120.

<sup>14</sup> Lang 1998, 51-52.

<sup>15</sup> Lang 1998, 112-114.

<sup>16</sup> Lang 1998, 51-52.

<sup>17</sup> Lang 1998, 55.

<sup>18</sup> Lang 1998, 304-329.

<sup>19</sup> Lang 1998, 144-145.



Ötztal  
Foto: Gabriele Wild

# „EPPAS TUAT SICH“

## Weibliche Stimmen in der Dialektlyrik

### Gabriele Wild

Das Wort „Dialekt“ lässt sich, neben dem lateinischen „dialectus“ und „dialectos“, auch vom griechischen „dialegomai“ herleiten, was so viel bedeutet wie: „miteinander reden“. So gesehen ist der Dialekt also jene sprachliche Ausdrucksform, mittels derer zwei oder mehrere Personen ins Gespräch kommen: „Durchs redn kommen d’Leut zam“ – ein häufig gebrauchter Ausspruch, der nicht ohne Grund im Dialekt zitiert wird. Der Dialekt, so beschreibt es die Schriftstellerin und Dialektdichterin Annemarie Regensburger in ihrem Vorwort zum Büchlein „Tirolerisch g’reimt“<sup>1</sup>, ist „die erste Form der Sprache, die erste Begegnung mit der Sprache, die erste Form, sich selbst in Sprache zu bringen.“ Regensburger sieht im Dialekt jene „ursprüngliche Ausdrucksform“, die für einen Großteil der Bevölkerung die eigentliche Muttersprache ist.

In der Literatur hat der Dialekt eine lange und nicht unumstrittene Tradition. Dialektliteratur findet sich in Form von „Heimatliteratur“ in der Zeit des Nationalsozialismus genauso, wie auch nach 1945, in der Avantgarde, als es in Form einer experimentellen Dialektdichtung darum ging, alte Strukturen aufzubrechen und eine neue Sprache zu entwickeln, in der sich die Literatur, nach den Jahren der Unterdrückung, wieder neu erfinden konnte. Die Gruppe 45 um H. C. Artmann kann hier als Beispiel genannt werden, allerdings ist Artmanns Band „Med ana schwoazzn D intrn“ in einer dem Wiener Dialekt zwar angenäherten, aber darüber hinaus neu kreierten Sprache geschrieben.

Sprache ist wandelbar und erweiterbar und jede Zeit scheint ihre eigene Sprache zu haben. Über die Jahre gleich geblieben ist die Kurzform, die sich für die Mundartautorinnen und –autoren wohl als die geeignetste Form erwiesen hat. Längere, im Dialekt geschriebene eigenständige Formen haben sich weniger durchgesetzt. Heute existiert Mundartlyrik oder Dialektdichtung neben anderen Formen der Lyrik, die Gemeinsamkeit der Autorinnen und Autoren, seien es nun in Mundart oder Hochsprache, ist es, eine Sprache und Ausdrucksform für die Gegenwart zu finden.

#### Mundartdichtung heute

Was macht nun die Mundart zur bevorzugten Literatursprache? Welche Themen, Gefühle und Gedanken können in ihr „treffender“ oder mit mehr Intensität ausgedrückt werden, als in Hoch- bzw. Schriftsprache?

Maria Kochs Literatursprache ist nicht ausschließlich der Dialekt, den Großteil ihrer Texte verfasst sie in Schriftsprache. In den Dialekt wechselt sie dann „wenn es um hautnahe Themen, um wach werden und wach rütteln und wenn es um das Suchen und Finden im Leben geht.“<sup>2</sup>

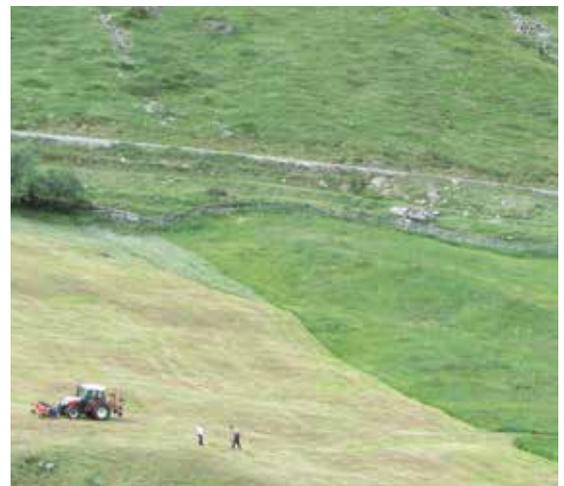
Angelika Polak-Pollhammer hat eine ähnliche Beziehung zum Dialekt. Die Mundart-Texte „treffen eine tiefe Schicht in uns“, schreibt die Autorin und bezieht sich damit auch auf eine Erfahrung, die sie bei ihren Zuhörerinnen und Zuhörern gemacht hat. Im Dialekt schreibt sie über „Themen, die mir sehr nahe gehen.“<sup>3</sup>

Für Ingeborg Schmid-Mummert ist das Schreiben in Mundart keinesfalls mit „Heimatliteratur“ gleichzusetzen. Viel mehr bedeutet Mundart für die Autorin „die Möglichkeit der Verdichtung meiner Lebenswelt.“<sup>4</sup>

Maria Koch, Angelika Polak-Pollhammer und Ingeborg Schmid-Mummert sind Mitglieder der Oberländer Literaturplattform *Wortraum*<sup>5</sup>, die 2003 von Annemarie Regensburger mitgegründet wurde. Der Verein, der es sich zum Ziel gesetzt hat Autorinnen und Autoren zu fördern und der Literatur in Imst einen Raum zu bieten, fällt seit einigen Jahren immer wieder mit innovativen Projekten und vor allem mit einer starken Autorinnenszene auf.

Koch, Polak-Pollhammer und Schmid-Mummert leben in unterschiedlichen Orten im Großraum Imst (Obsteig, Imst, Längenfeld), was sich in ihrer Dialektsprache widerspiegelt.

Das „Oberländerische“ begegnet einem in ihren Texten hart und kantig, zerklüftet wie die Beschaffenheit der Täler, die r’s und k’s sitzen tief im Hals und kratzen an der Oberfläche.



Ötztal  
Foto: Gabriele Wild

### **eingschniart – weibliche Lebenswelten<sup>6</sup>**

„wenn d' epper muansch / des mieder von d'r tracht / kannsch andersch schniare / sou dass de nouh / 's gfühl hasch / du d'r schnaufsches drinn // nocha hasch dig teischt!“ so beginnt das Gedicht „eingschniart“ von Angelika Polak-Pollhammer. Hier spricht entweder die (junge?) Frau, die gerade dabei ist das Mieder ihrer Tracht festzubinden zu sich selbst oder jemand (die Mutter oder die Großmutter vielleicht) spricht zu ihr, um ihr in mahnendem Ton klar zu machen, dass sie das Mieder fest zu schnüren hat, damit die Tracht auch richtig sitzt. Sie solle nicht auf die Idee kommen, das Mieder lockerer zu schnüren, damit es nicht so fest gegen den Brustkorb drückt. Ignoriert die junge Frau nämlich die Tradition oder weigert sie sich gar, sich auf diese Weise „einschnüren“ zu lassen, „dann nämlig“, heißt es drohend, aber auch mit ironischem Unterton im Gedicht weiter „[...] an liabschtn / tatn sie die / als hex / auf'n scheiterhaufn / verbrennen.“

Ähnlich doppelzünftig entzaubert Polak-Pollhammer einen anderen traditionellen Brauch: Die Weitergabe des Brautstraußes: „in strauß habm boade vergessn / er isch verstobed und am end / mit die tram verschmissn woarn“ heißt es im letzten Teil des Gedichts, das mit dem Werfen des Brautstraußes hoffnungsvoll begann. Ihre Träume haben die beiden ehemals jungen Bräute also längst aufgegeben, der Brautstrauß, den sie noch am Tag ihrer Hochzeit aufmerksam gehütet haben, sodass er ihnen nicht gestohlen wird, ist längst vergessen und verstaubt.

Als ein zugleich energischer und resignativer Aufschrei einer Frau oder einer Schriftstellerin, die darum kämpft, gehört zu werden, kann das Gedicht „ih bin do“ von Ingeborg Schmid-Mummert gelesen werden: „wenn man dih / hearn sell / offer schrei / wenn man dih / lesn sell / offer schreib / wenn man dih / gewohnen sell / offer zoag au“ („wenn man dich hören soll, schrei / wenn man dich lesen soll, schreibe / wenn man dich wahrnehmen soll, zeige auf“), doch trotz aller Bemühungen und trotz lauterem Auftreten: „hearn se nuicht / lesn se nuicht / gewohnen se / nuicht“, vergeblich wartet die literarische (Frauen)stimme auf eine Reaktion.

Das Gedicht „olm aso“ („immer so“) von Schmid-Mummert ist eine ironische (weibliche) Selbstanklage: „aufn Kopf zuagset / ih bin salt schuld / kua Wunder / bin olm aso gwesn/ aufn Kopf zuagset / ih bin salt schuld / kua Wunder / wearchd olm aso sein“. „Es wird immer so sein“, heißt es, die Lage scheint unveränderbar, das Ich ist selbst schuld an seiner Situation, so wie es ihm von anderen Generationen vorgesagt wurde. Der Zustand es sei eben „immer so gewe-

sen“ und man könne daran nichts ändern, ist ein bequemer, das Gedicht von Schmid-Mummert, das mit den Worten „is olm derschleet olles“ („immer so' zerstört alles“) endet, hält dieser Haltung einen Spiegel vor.

### **eadäpflokeimen – Kindheit und Erinnerung**

„wer it in eardäpfkaller geaht / kriagt kue marend / mit eardige händ / ouh kue marend / nach n gschriet / earsch recht kues“ so beginnt Maria Kochs Gedicht „eadäpflokeimen“. („wer nicht in den kartoffelkeller geht bekommt kein abendessen / mit dreckigen händen auch kein abendessen / nach einem streit gibt es erst recht keines“). In diesem Gedicht, das an die Zeit der schwarzen Pädagogik erinnert, kommt der Dialekt in eindringlicher Härte und Grobheit zum Ausdruck: Wer sich nicht benimmt, bekommt kein Abendessen, das angesprochene Kind ist hier in der schwächeren Position, die autoritären Eltern geben die Benimmregeln vor. Wenn das Kind sich nicht fügt „kriagt er ues / oche gwixt der fratz“ („bekommt es schläge das schlimme kind“). In einen weicheren Ton und gleichzeitig in einen anderen Rhythmus wechselt das Gedicht erst in der letzten Strophe: „tief drei / alls ause brennt / s leschte lebmskeimle / okeimt derhungert“ („den letzten lebenskeim entfernt ausgehungert“). In Kochs Gedicht wird vor allem nicht nur durch seine Bildersprache deutlich, wie sehr durch die lautliche und rhythmische Komponente des Dialekts Stimmungen hervorgerufen und kreierte werden können. Im Vergleich mit der hochsprachlichen Übertragung wirkt die Dialektsprache hier ungleich kraftvoller und nahezu brutaler.

Angelika Polak-Pollhammer setzt sich mit ihrem Gedicht „d'schwinghitn“ mit einem anderen vergangenen Kapitel der ländlichen Lebenswelt auseinander: In der Schwinghütte oder dem „Schwinger“ wurde im 19. Jahrhundert im Ötztal Flachs zu Leinen verarbeitet. Die Arbeit in der Schwinghütte war anstrengend, die Zugluft und die Kälte setzten den dort arbeitenden Frauen zu: „eiszagln voar d'r schwinghittntür / d'fiaß von die weiberleit blau / und d'händ derfroarn“ („eiszapfen vor der schwinghüttentür die füße der frauen blau und die hände erfroren“). Die schwierigen Lebensbedingungen im Tal hinterließen auch in den fertigen Leinentüchern ihre Spuren: „sein an haufn tränen / einigwebt ins sunntigstischtuach / von d'r muater“ („es sind viele tränen hineingewebt in das sonntagstischtuch der mutter“).

### **darhoam – Das Fremde im Vertrauten**

„s huangertn verlearnt“ heißt so viel wie „nicht mehr miteinander reden können“, so betitelt Maria Koch ein Gedicht, in dem die zunehmende Sprachlosigkeit in einer Beziehung zum Ausdruck kommt. Über alltägliche (bäuerliche) Arbeiten und die Einrichtungsgegenstände einer Bauernstube schleicht sich das einander Fremdwerden ins Gedicht ein: „er a gropfte henne / zwischn die haxn / sie schtellt d federn au“ („er ein gepupftes huhn zwischen den beinen / sie stellt die federn auf“) und in den letzten Versen des Gedichts heißt es: „der oufn kalt / nichts miah / zen nachlejgn“ („der ofen ist kalt / nichts

mehr zum nachlegen“). Dort wo zu Beginn des Gedichts noch die Tätigkeiten von Menschen und das zumindest nebeneinander Agieren beschrieben wird, bleibt am Ende nur noch das Bild des erkalteten Ofens, der von niemanden mehr durch das Nachlegen der Holzscheiter zum Wärmen gebracht wird.

Mit einem ähnlichen Bild arbeitet Angelika Polak-Pollhammer im Gedicht „s´darhoam“ („das daheim“): „kalt ischs woarn / hasch vergessn /aufs fuir in ofn / [...] / und du / d´r friarsch / in die oagenen vier wänd“ („kalt ist es geworden / du hast auf das feuer im ofen vergessen / [...] / und du erfrierst in den eigenen vier Wänden“) Das Feuer im Ofen als Zeichen für ein geborgenes und lebendiges Heim brennt in diesem Gedicht nicht mehr, doch das Haus ist nicht unbewohnt, hier sitzt eine einsame Person, die darauf vergessen hat, das Feuer wieder zu entfachen. Die Folge ist die Verwandlung des eigenen Hauses in einen kalten, unwirtlichen Ort ohne Leben.

„eppas tuat sich“, das ist der Titel eines Gedichts von Ingeborg Schmid-Mummert, das mit den Versen endet: „bekimmsch / viel Muat / wenn sich / eppas tuat“ („Du erhältst Mut, wenn sich etwas tut“). Zweifellos tut sich etwas in der Tiroler Mundartdichtung. Die zitierten Textbeispiele, zeigen, dass die gegenwärtige Mundartdichtung mit „Heimatsdichtung“ nichts gemein hat. Es handelt sich um eine eigenständige lyrische Ausdrucksform, die sich mit vielfältigen Themen auseinandersetzt. Der Dialekt ist dabei jene Sprache, die ein genaueres und intensiveres Hinschauen ermöglicht, sei es auf die Landschaft, in der die Gedichte verankert sind, auf die verschiedenen Traditionen und Gebräuche bzw. auf die Kultur- und Lebenswelten in den Tälern und Dörfern. Die Arbeit mit jener „ursprünglichen Ausdrucksform“ (Regensburger), ihrem Klang und ihrem Rhythmus bewirkt ein distanzloses, tiefes Eintauchen in die Materie. Durch die Freisetzung dieser tiefen Schichten (Polak-Pollhammer) entsteht ein Assoziationsraum und Wortraum, der weit über die Täler des Oberlandes hinaus reicht.

**Publikationshinweis April 2016:** *Eppas tuet sig - Tiroler Mundartgedichte*. Mit Beiträgen von Angelika Polak-Pollhammer, Maria Koch und Ingeborg Schmid-Mummert. Kyrene Verlag.

- <sup>1</sup> *Tirolerisch g´reimt. Gedichte von Tiroler Mundartautor(inn)en über unsere heimischen Dialekte. Hrsg.: Tiroler Mundartkreis. Verein für Heimatschutz und Heimatpflege in Nord- und Osttirol. 2015*
- <sup>2</sup> *Maria Koch in einem E-Mail.*
- <sup>3</sup> *Angelika Polak-Pollhammer in einem E-Mail.*
- <sup>4</sup> *Ingeborg Schmid Mummert in einem E-Mail.*
- <sup>5</sup> <http://wortraum-oberland.at>
- <sup>6</sup> *Die folgenden Textbeispiele, mit beigefügten Übertragungen in die Hochsprache, sind dem Band „Eppas tuet sig - Tiroler Mundartgedichte. Mit Beiträgen von Angelika Polak-Pollhammer, Maria Koch und Ingeborg Schmid-Mummert.“ entnommen, der im April 2016 im Kyrene Verlag erscheinen soll. Die Textbeispiele dürfen hier mit freundlicher Genehmigung des Kyrene Verlags vorab abgedruckt werden.*



Ötztal  
Foto: Gabriele Wild



Kaunertal/Pitztal  
Foto: Pokorny



Kaunertal/Pitztal  
Foto: Pokorny



*Chryseldis in ihrer Haller Wohnung  
Foto: Edith Schlocker*

# PORTRÄT: CHRYSELDIS HOFER-MITTERER – POETISCHE EXTRAKTE

## Die Malerin und Grafikerin Chryselidis

### Edith Schlocker

Den sehr geheimen Traum, einmal Künstlerin zu werden, hatte Chryselidis Hofer-Mitterer bereits als Zwölfjährige. Nachdem sie von ihrer Lehrerin sehr für den von ihr speziell für sie gemalten Apfel gelobt wurde. „Natürlich sehr realistisch“, so die inzwischen 67-Jährige, die sich nicht an Zeiten erinnern kann, wo das Zeichnen und Malen nicht ihre ganz große Leidenschaft gewesen wäre. Dabei ist Chryselidis in einem Wirtshaus eigentlich komplett kunstlos aufgewachsen. Sieht man von den verblassten barocken Fresken an der Fassade ihres Elternhauses in Landeck-Perfuchs ab. Oder den Bildern und Statuen von Heiligen, die sie beim sonntäglichen Kirchengang in der Landecker Pfarrkirche begierig in sich eingesogen hat.

#### Zarte Anfänge

Mit so etwas wie selbst Kunst-Machen in einem ganz naiven Sinn ist sie zum ersten Mal durch Poesiealben in Kontakt gekommen, wie sie in den Fünfzigerjahren ganz groß in Mode waren. Und da die kleine Chryselidis so gut Malen und Zeichnen konnte, wurde sie von ihren Freundinnen mit deren Alben regelrecht überschüttet. Aber es gab auch keine Hausaufgabe, die sie nicht mit einem hübschen Muster verziert hätte. Immer wieder seien ihr neue eingefallen, sogar im Schlaf, erinnert sich die längst renommierte Künstlerin gern an diese zarten Anfänge. Diese Liebe, sich dekorativ im Flächigen auszubreiten, sich in ornamental verdichteten Metaphern künstlerisch auszudrücken, deutete sich in völlig unschuldiger Art und Weise also schon in ganz frühen Jahren an.

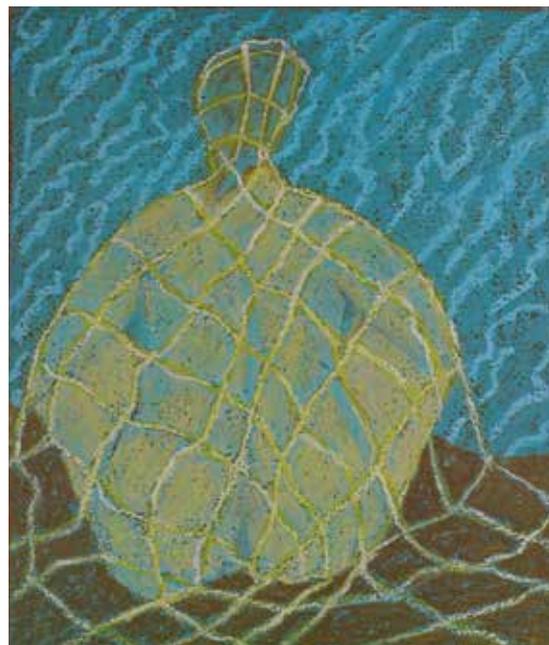
Chryselidis war erst sechs, als sie nach dem Tod der Mutter an der von einer eindrucksvollen klassizistischen Figur dominierten Familiengruft stand. Obwohl sie sich noch gut an den letzten Besuch im Krankenhaus und das Begräbnis erinnere, habe sie eigenartigerweise dieser schreckliche Verlust nicht existenziell aus dem Gleichgewicht gebracht, wundert sich Chryselidis noch heute. Sei sie doch mit so viel Empathie von Freunden der Familie und Nachbarn getröstet, mit Streicheleinheiten verwöhnt und somit mental umfassend aufgefangen worden. Besondere am ersten Weihnachten ohne die geliebte Mutter hätte sie einen Riesensack mit Geschenken vom Nachbarchristkind bekommen. Ihren vier bzw. sechs Jahre älteren Brüdern sei es da viel schlechter gegangen, sie hätten viel offensichtlicher unter dem Verlust gelitten.

Allerdings ist Chryselidis fest davon überzeugt, dass sie dieser tragische Tod in ihrer künstlerischen Kreativität sehr befördert hat. Indem sie begann, sich träumend ihre ganz eigene Welt zu erzeichnen, die eine schöne und bunte war, in der kein Trauerflor wehte. Im Gymnasium fand die gute Schülerin

dann im charismatischen Kunsterzieher Herbert Danler einen der „Väter ihrer Kunst“. In seinem Unterricht sei sie regelrecht explodiert, sagt Chryselidis, seinen Stunden habe sie entgegengefeibert, so sehr fühlte sie sich von ihm in ihrem noch tastenden Tun verstanden und bestärkt. Expressiv gezeichnete Selbstbildnisse und Landschaften entstanden in diesen frühen Jahren, fröhlich bunt und mit breitem Pinsel in der Fläche ausgebreitet. Und noch weit entfernt von jener Handschrift, die gar nicht so viele Jahre später zum unverwechselbaren Markenzeichen der Künstlerin werden sollte.

#### Unbeschwerte Wienjahre

Danler habe ihr unendlich viel Mut gemacht, sie auch in ihrem immer konkreter werdenden Wunsch bestärkt, an die Wiener Akademie zu gehen. Und das so schnell wie möglich, weshalb sie, ohne lange über die Konsequenzen nachzudenken, nach bestandener Aufnahmeprüfung ein Jahr vor der Matura das Gymnasium geschmissen hat und nach Wien übersiedelt ist.



*Mischtechnik, 1985*

Foto: Schlocker

Der von ihr verehrte Max Weiler hat sie zwar nicht in seine Klasse aufgenommen, ihr aber geholfen, in der Malklasse von Gustav Hensing unterzukommen. Was damals für sie sehr gepasst habe, sagt die Künstlerin. Wollte sie doch eine ganz solide akademische Ausbildung bekommen, einfach nur gut malen und zeichnen lernen. Der Vater sei sehr stolz auf sie gewesen, erinnert sich Chryseldis, habe sie in den ersten zwei Semestern auch finanziell unterstützt, was sie später dann abgelehnt hat, nachdem ihre Stiefmutter sich darüber beklagte, wie viel Geld sie das „Nichts-Tun“ von Chryseldis kostete. Die sich nun mit diversen Jobs über Wasser hielt, etwa dem Bildhauer Josef Pillhofer Modell gestanden ist. Wirtschaftlich ziemlich harte, wenn auch unbeschwert fröhliche Jahre für die schöne junge Tirolerin. Eingebettet besonders nach ihrem Wechsel in die Hausner-Klasse in einen anregenden Kreis gleichgesinnter junger Malerinnen und Maler wie Leander Kaiser, Ingeborg Stöger, Herbert Szusich oder Robert Zeppel-Sperl. Sie alle haben Sartre gelesen, versucht, den von ihm proklamierten Existenzialismus zu verstehen und auch selbst zu leben. Daneben habe sie sich beim Phantastischen Realisten Rudolf Hausner „wunderbar beheimatet“ gefühlt, sagt Chryseldis, wo gleichzeitig mit ihr etwa Franz Mölk und Gottfried Helnwein studiert haben. Viel Zeit verbrachte sie damals auch im Kunsthistorischen Museum, um sich jeweils in nur ein Bild zu versenken. Denkt sie an Hausner, kommt Chryseldis ins

Schwärmen ob seiner Objektivität und Großzügigkeit. Jeder der Studenten habe im großen Akademiesaal eine eigene kleine Kojе gehabt, die Schutz und Privatheit garantiert habe, ohne den Kontakt zu den anderen aufgeben zu müssen. Und Hausner habe die Größe gehabt, malerische Handschriften gelten zu lassen, auch wenn sie so ganz anders als seine eigene gewesen seien. Etwa die von Chryseldis, die die Wiener Akademie durch seine Fürsprache mit dem renommierten Meisterschulpreis abgeschlossen hat. Durchs Diplom geführt allerdings von Max Weiler, ihrem neben Arnulf Rainer und Fra Angelico so ganz anders als Hausner Kunst denkendem großen Vorbild.

### Faible für das Flächige

Bis sie ihren eigenen Weg als Künstlerin gefunden, sich von Eklektizismen jeder Art losgelöst hat, hätte es schon einige Semester des Suchens und Ausprobierens gedauert, sagt Chryseldis. Ihr Faible für das Flächige und die formale Reduktion bildete sich nun immer klarer heraus, das subtile Spiel mit Farben und auf einen ersten Blick einfach daherkommenden, doch hintergründig aufgeladenen Metaphern. In aller Konsequenz erstmals durchdekliniert in ihrer Diplomarbeit, einer Serie über Clara und Franz von Assisi. Reduziert zu Sinnbildern, die voller Poesie Geschichten erzählen. Die für jeden Leser mit den Augen andere sind, abhängig von seiner eigenen Verfasstheit. Es sind Gedichte, keine Romane, die Chryseldis malend „schreibt“.

Oft in Fortsetzungen weitergedacht von Blatt zu Blatt, ausgereizt in diversen Facetten des Inhaltlichen und Formalen, was sich oft zu beachtlichen Bildzyklen auswächst. Viele ihrer Bilder würden ihr im wahrsten Sinn des Wortes einfallen, sagt Chryseldis, andere sind ganz konkret von Gelesenem oder real Erlebtem inspiriert. Verdichtet zu einer Hand-



„Karrinne“, Lithografie, 1991  
Foto: Schlocker



„Baum“, Lithografie 1994  
Foto: Schlocker

schrift, die ebenso naiv wie raffiniert, malerisch delikat wie grafisch differenziert daherkommt. Kreisend um Heimat und Fremdsein, um Verletzungen, Hoffnungen, Glück und Ängste, letztlich um die ganz großen Fragen des Mensch- bzw. Frau-Seins. Um das letztlich Nicht-Sagbare auszudrücken, bedient sich Chryseldis diverser Versatzstücke. Da kommen immer wieder Bäume, weiße Mauern, Berge, Wolken, Wasser und Vögel vor oder Frauen, aus deren Körpern sich Ströme von Blut ergießen oder die in Netzen gefangen sind.

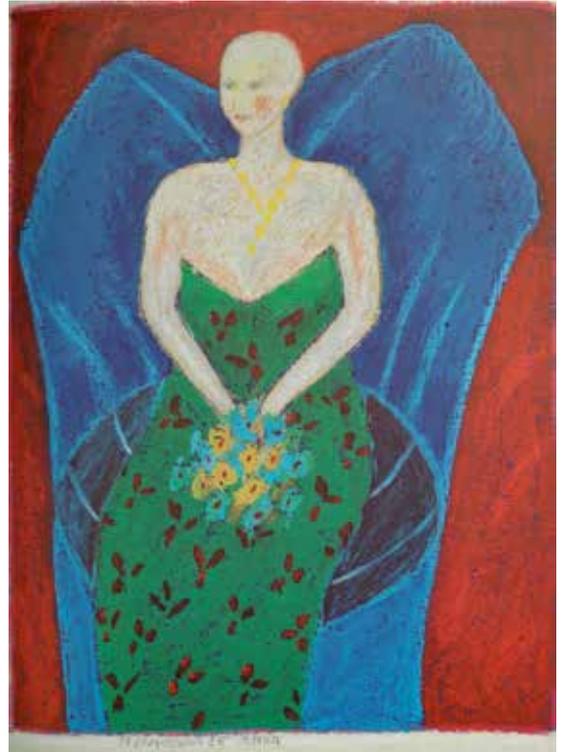
Als sie etwa den Auftrag für die Glasfenster der Kirche in Eben bekommen hat, habe sie sich intensiv mit den heiligen Frauen, die hier das Thema waren, auseinandergesetzt, um das Gelesene in sich einsinken zu lassen und als Bild gewordener Extrakt wieder hervorzuholen. „Ich hoffe sehr, dass ich ein religiöser Mensch bin“, sagt Chryseldis, Religion ernähre sie in einem gewissen Sinn. Jedenfalls was ihre Kunst betrifft. Wobei sie die Geschichten rund um heilige Frauen mehr bewegen als die von Männern. „In dieser Beziehung bin ich vielleicht Feministin“, lacht die Künstlerin, wobei viele dieser heiligen Frauen in der Radikalität ihres Denkens und Handelns heute durchaus als Feministinnen durchgehen würden. Etwa die Heilige Nothburga, die für ihre Zeit ein hochpolitischer Mensch gewesen sei.

### Heimweh nach Tirol

Denn auch wenn ihre Themen im weitesten Sinn immer an Realem aufgehängt sind, geht es Chryseldis letztlich um Grundsätzliches, um Prototypisches, Überindividuelles. Egal ob sie ein Porträt, eine Landschaft oder ein Stilleben malt. Und wie sie das macht, hat sich seit dem Verlassen der Akademie bis heute kaum verändert. Das hoch begehrte, mit dem Meisterschulpreis verbundene Stipendium für einen Aufenthalt in der römischen Villa Massimo hat Chryseldis zum Erstaunen vieler Kollegen abgelehnt. Sie habe nicht Italienisch gekonnt, außerdem hätte sie Angst vor den vielen Autos und den italienischen Männern gehabt, lacht die Künstlerin heute. In Wirklichkeit wurde sie aber während aller ihrer Wiener Jahre unterschwellig von Heimweh nach Tirol geplagt, besonders ihrem Landecker Hausberg. Und so ist sie ohne Umwege vom lauten Wien nach Landeck-Perfuchs zurückgekehrt, wo sie sich in einem Haus ihres Vaters eine Wohnung und ein Atelier einrichten konnte. Sich nach den turbulenten Wiener Jahren sehnd nach einem beschaulichen, ganz ihrer Kunst gewidmeten Sein.

Ihre erste Ausstellung hat ihr die Innsbrucker Galerie Maier ausgerichtet, die höchst erfolgreich bezüglich Besuch wie Verkauf war. Balsam für die Seele der jungen Künstlerin. Ihre eigentliche galeristische Heimat wurde aber schon bald die von Monika Lami in Landeck geführte Galerie Elefant. Chryseldis erinnert sich noch an „das wunderbare Kleid“, das sie bei der Eröffnung ihrer ersten großen Ausstellung dort getragen hat. Lami sei für die Oberländer Künstler die beste Galeristin gewesen, die man sich nur vorstellen könne. Was sie zig-Jahre für das kulturelle Klima geleistet habe, sei ganz außerordentlich.

Erfreulicherweise konnte Chryseldis von allem Anfang an von ihrer Kunst leben, anfangs sehr bescheiden, mit den Jahren immer besser. Nicht zuletzt durch öffentliche Aufträge, die sich bald einstellten. 1981 etwa für einen „Lichtweg“ in der Fließkirche oder der schon bald nach ihrer Heimkehr eintrudelnde für vier große Bildtafeln für das Landecker Altersheim. „Heute



Mischtechnik, 1985

Foto: Schlocker



Mischtechnik, 1986

Foto: Schlocker

bin ich mit ihnen zwar nicht mehr einverstanden“, sagt Chryseldis, vom Honorar habe sie allerdings zwei Jahre lang leben können. Immer wieder stellten sich Aufträge für Glasfenster in Kirchen, aber auch für den Trausaal des Innsbrucker Standesamtes ein, die 2008 fertiggestellt wurden. Mit den Jahren entstand auch eine lange Zusammenarbeit mit der Galerie Flora. Ihre erfolgreichste Ausstellung fand allerdings in der Innsbrucker Galerie Thoman mit einer Serie lithografierter Bäume statt, die bereits vor der Vernissage ausverkauft war.

### Demokratische Kunst

Entpuppte sich für Chryseldis völlig unerwartet die Lithografie doch immer mehr als jene Technik, die ganz die ihre war. Technisch an die Hand genommen von den Mieminger Meisterdruckern Walter und Günther Stecher. „Das Tolle am Steindruck ist, dass er so demokratisch ist“, sagt die Künstlerin, „er trägt die Handschrift von praktisch jedem.“ Die ihre allerdings ganz besonders, kommt das abstrakte Denken, das diese Technik erfordert, doch ganz ihrer Art des Kunst-Denkens entgegen. Dem Jonglieren mit mehreren Steinen, mit Schichten, mit Farben und Formen als Akt totaler Reduktion. Und außerdem sei man beim Lithografieren nie allein, immer im Team mit dem Drucker. Was der an sich sehr hohe Ansprüche stellenden Künstlerin



Plakat für die ersten Tiroler Volksschauspiele in Hall 1981

Foto: Schlocker

sehr hilft. Sei das Zeichnen und Malen doch oft eine sehr einsame Angelegenheit, fast eine Qual, im Ringen um jedes Detail ein regelrechter Kampf.

Für die ersten Tiroler Volksschauspiele 1981, damals noch in Hall, hat Chryseldis den Auftrag zum Entwerfen des Plakats bekommen. Ohne auch nur die geringste Ahnung von den ganz besonderen Gesetzmäßigkeiten dieses Genres zu haben. Durch die Hilfe des Lithografen sei es aber ein ganz wunderbarer Druck geworden, schwärmt die Künstlerin noch heute, um in der Folge viele Jahre lang die Plakate für das bald nach Telfs übersiedelte sommerliche Festival zu gestalten. Was natürlich auch damit zu tun hat, dass Chryseldis die Frau von Felix Mitterer war.

Kennengelernt hat sie den damals noch komplett unbekannt, heute im ganzen deutschen Sprachraum gespielten Tiroler Dramatiker 1977 bei einer Party in Landeck. Von ihrer Seite sei es Liebe auf den dritten Blick gewesen, lacht die Künstlerin. Zwei Jahre später wurde geheiratet, kurz darauf die gemeinsame Tochter Anna geboren. Der Beginn einer jahrzehntelangen Beziehung mit vielen Höhen und Tiefen, die erst im vergangenen Jahr ihr – für Chryseldis sehr schmerzhaftes – offizielles Ende gefunden hat.

### Mitterers Muse

Die ersten Jahre des schreibenden Felix Mitterer und der malenden Chryseldis waren durch ihre gegenseitige Inspiration aber äußerst fruchtbar. Wenn auch teilweise sehr beängstigend, etwa im Zusammenhang mit Mitterers Stück „Stigma“, das in Chryseldis nicht nur einige ihrer stärksten Bilder ausgelöst, sondern der jungen Familie mehrere Morddrohungen eingebracht hat. Trotzdem bezeichnet die Künstlerin diese Jahre als die glücklichsten in ihrem Leben, in denen sie Mitterers Muse, Felix ihr „bester Kritiker“ war. Wenn ihm etwas gefallen habe, hätte er dies wortreich argumentiert, wenn er stumm geblieben ist, habe sie sofort gewusst, was los ist. Im Gegenzug durfte sie immer seine Stücke als erste lesen und beurteilen und er habe ihre Kritik sich auch zu Herzen genommen. Wenn auch nicht so sehr wie sie die seine.

Der Umzug der Familie Mitte der Neunzigerjahre nach Irland sei für Felix Mitterer gut, für sie fatal gewesen, ist sich die Künstlerin heute klar. Dort habe sie begonnen, mehr als ihr guttat zu trinken, um ihre Einsamkeit und Fremdheit nicht so schmerzhaft zu spüren. Entwurzelt wie sie war, konnte sie im Gegensatz zu ihrem das Alleinsein liebenden Mann in Irland kaum arbeiten, braucht sie doch ihre Kultur, ihre Berge, ihre Sprache und Menschen, die sie seit langem kennt, um kreativ zu sein.

Nach zwölf langen Jahren kehrte Chryseldis 2008 nach Tirol zurück, um nach in mehrfacher Weise schwierigen Zeiten nun in Hall einen Ort gefunden zu haben, wo sie sich wirklich daheim fühlt, angekommen ist. Und langsam wieder zu sich findet, auch als Künstlerin. Um zeichnend tastend anzuknüpfen an die Themen von früher, wie die Ausstellung von Chryseldis im vergangenen Herbst in der Haller Galerie Goldener Engl gezeigt hat. Die Sanduhr ist das zentrale Thema ihrer ganz neuen Arbeiten, dieses schöne Zeichen für die Zeit, die zwar zerrinnt, aber immer weitergeht. „Denn ich bin wirklich hoffnungsvoll“, sagt Chryseldis Hofer-Mitterer und lächelt.



„Stuhl“, Mischtechnik, 1980  
Foto: Schlocker

für Felix zum Geburtstag 1980 Otto Erdmann



Foto: Cox

# ES WAR MIR VORGEGEBEN

Fest aneinander geschmiedet

Ulla Fuerlinger

Es begann 1993 in New York. Mit Architektur. Julia Kölblinger unterstützte den Architekten Ernst Bliem in der Aufstellung der Modelle zum Thema „Österreichisches Kulturinstitut New York – ein baukünstlerischer Wettbewerb“. Kölblinger war vom Gewusel der Metropole schwer angetan: „Eine Offenbarung für mich. All dieses Leben in seinen unterschiedlichsten Facetten, in aller Offenheit und Herzlichkeit.“ Stark beeindruckt war die Goldschmiedin, dass sie ausgerechnet damals immer wieder auf ihre Ohrringe angesprochen wurde. Dadurch, erklärt sie mit der für sie typischen zurückhaltend und gleichzeitig selbstbewussten Art, fühlte sie sich als eigener Typus wahrgenommen, eine Empfindung, „die mir bis dahin gänzlich unbekannt war“. Julia Kölblinger sieht mit ihren hellblonden Haaren, dem nahezu ungeschminkten Gesicht und der zarten Statur fast wie ein Highschool-Mädchen aus. Tatsächlich steckt hinter der sehr femininen Frau eine beinhardt Arbeiterin, eine willensstarke Individualistin, die fast immer nur das getan hat, was ihr Interesse hervorrief: als Finderin, Entwicklerin und Produzentin von Körperschmuck.

An Julia Kölblinger selbst sehen die eigenen Objekte in Metall und Steinen wie hingegossen aus, Sachen, die die Goldschmiedin selbst entworfen und kreiert hat. Sie ist eine von nicht wenigen Damen, die ihr Leben in die Dienste des Schmuckes stellen. „Das war bei mir vorgegeben“ meinte sie, „denn immerhin stelle ich die fünfte Generation in unserer Familie dar.“ Bereits mit 18 Jahren wusste sie, was sie beruflich durchs Leben bringen wird. Es folgte eine Lehre und danach ein paar Jahre Studium der Bildhauerei an der Akademie in München. Daraus wurde schließlich die Goldschmiedin. Dann folgte ein schwerer Schlag, denn während ihres Studiums in München starb ihre Mutter und sie übernahm deren Goldschmiede-Laden am Innsbrucker Sparkassenplatz. Eine sehr intensive Zeit resultierte daraus, die ihr eines Tages zu viel war und sie eines Tages das Geschäft schloss. Familiäre Gründe waren dafür verantwortlich und ein Zuviel an Verantwortung. Die Goldschmiedearbeiten erfolgten in der Werkstatt zuhause, dazu bestand weiterhin Gelegenheit. Und es gab stets eine große Gnade an reichlich Kundenaufträgen, auch keine Selbstverständlichkeit in schlechter werdenden Zeiten.

## JUNIIMJULI

Ein Zeitpunkt an dem sich für Kölblinger die Firmenphilosophie wesentlich in Frage stellte. Immerhin stammt sie aus einer angesehenen Tiroler Firma, von der sie sich bewusst abheben wollte. Der Begriff JUNIIMJULI entstand, ein Begriff, den Kölblinger selbst geradezu verkörpert. „Nach meiner De-

finition, möchte meine Marke vor Augen führen, dass wahrer Luxus keiner Anstrengung bedarf, dass Raffinesse und Subtilität sexy sind und alles unendlich mehr Stil hat, wenn es mit einem Lächeln getragen wird“.

Schmücken ist ein archaisches Grundbedürfnis und erfolgt eigentlich noch vor der Einkleidung, so Kölblingers Antwort auf die Frage nach dem Zugang zu ihrem Metier. Insofern liegt ihr die Goldschmiede ganz besonders nahe am Herzen: „Immer schon wollte ich Schmuck entwerfen, wie ich ihn selbst nie gefunden habe“. Damit lässt sich unterschiedliches ausdrücken: man kann damit ganz individuelle Akzente setzen, ihn als schützendes Element einsetzen oder er übernimmt symbolische Bedeutung. In „terms of fashion sehe ich den Stil von JUNIIMJULI zwischen Helmut Lang und Dries van Noten“ so Kölblingers Eigendefinition. Wie sie überhaupt einen peniblen 90er Jahre Trend verfolgt, denn



Julia Koelblinger in ihrem Atelier  
Foto: Koelblinger

Namen wie Comme de Garçons, Martin Margiela und Yoji Yamamoto folgen. Doch sie erkennt natürlich die Probleme, ausdrucksstarke Kleidung mit Schmuck zu kombinieren. Jedes Stück erzählt über die Trägerin, den Träger, gewollt oder nicht. Doch JUNIIMJULI-Entwürfe bieten eine Bandbreite an Kombinationsmöglichkeiten. So wird mit der Schmuck-Suchenden, natürlich stets ausgehend von ihren Lebensgewohnheiten und Körperproportionen, in einen Prozess eingetreten, um ein Schmuckobjekt zu personalisieren.

Die Stadt am Inn blickt auf eine reiche kunsthistorische Geschichte zurück, doch bei Julia Kölblinger erzeugt das überhaupt keine Belastung. Es gibt unglaublich viele Interessenten, doch es ist eine überschaubare Schicht und trifft keineswegs die breite Masse. Dabei ist es nicht nur eine Sache von Finanzen, denn natürlich kann sich nicht jeder wunschgemäß Kunststücke anschaffen. Was sie, so Kölblinger, eher überrascht, sind die Menschen, die ästhetisch prädestiniert sind und zusätzlich noch viel Feingefühl besitzen.

### **Metall und Stein**

Beide sind für Kölblinger wichtig. Steine bilden schlicht die Basis. Darüber kommen Farben und Formen ins Spiel. Darüber erfolgt dann das Me-

tall. Und welches ist ihr persönliches Lieblingsmetall? Da denkt sie nicht lange nach: Gold. Das ist „fein und sauber“. Das wunderbare Metall ist elastisch, weich und leicht zu bearbeiten, was gerne und oft vergessen wird. Platin ist ein wenig schwierig in der Verarbeitung, Silber oxidiert von selbst. Da sticht Gold stark hervor. Es riecht sehr angenehm, so Kölblinger. Man kann herrlich damit arbeiten und so ist „Gold meine Göttin“. Metalle verfügen über Gerüche, nehmen wir etwa Messing, das eher streng riecht. „Ich liebe den Prozess, aus den Rohmaterialien Feingold Silber und Kupfer ein Objekt herzustellen“, so die Künstlerin. Da wird legiert, geformt, gezogen, gewalzt, gehämmert, gebogen, gefeilt, geschliffen und einiges mehr. Diese Tätigkeiten sind oft grob, schwer und schmutzig, doch je weiter der Prozess voranschreitet, desto nobler wird das Tun. Das Glück ist dann erreicht, wenn sich für Kölblingers Idee und Ausführung eine passende Trägerin findet, die sich merklich freut am neuen nur auf sie zugeschnittenen ästhetischen Besitz.

Auch Steine besitzen ihre spezifisch physischen und mineralischen Eigenschaften, manche sind spröde, manche springen leicht. Die unbeschreibliche Nervosität beim Fassen der Steine, etwa ein Hammerschlag zuviel an der falschen Stelle, könnte das Werk ruinieren. Davor hat Kölblinger verständlicherweise panische Angst, den verlorenen Stein gibt es nie mehr wieder. Jeder hat etwas Originäres. Kölblinger ist fasziniert an Steinen, ein Resultat aus Zeit und Erfahrung. Je mehr Kennerschaft man hat, erkennt man ihre Außergewöhnlichkeit, die Farbe, die Reinheit, das Licht, das Feuer oder einen speziellen Einschluss. Jeder Stein ist ein Kunststück der Natur. Der gleichen Faszination erlegene Händler waren kurioserweise oftmals Physiker. Dann gibt es noch die zahlreichen indi-



*Faszination Glanz*  
Foto: Koelblinger

schen Händler. Der Steinhandel ist eine Angelegenheit, der man sich nur zu gerne hingibt. Es ist ein Handel der reinsten Form, jeder der Beteiligten ist voll von Respekt und Begeisterung vor dem Handelsgut. „Ich persönlich“ so Kölblinger „erliege ebenso den Diamanten, z.B. Rohdiamanten mit Einschlüssen, die aus jeder Kategorisierung herausfallen“. Und zu allem lässt Kölblinger auch selbst Steine schleifen, das sei ihr bildhauerischer Zugang, auf der Suche nach Formen und Farben.

### Philosophie

Eine solche existiert. Hierbei geht es für Julia Kölblinger weitestgehend um Nachhaltigkeit. Es begeistern sie Kunden, die sich vor vielen Jahren etwas anfertigen ließen und nun kommen und das Objekt als Teil von sich selbst betrachten. Julia Kölblingers Arbeitskapazität ist beschränkt. Sie ist Mutter von drei Kindern und verfügt über einen zeitlich überaus korrekten Horizont. „Morgens aufstehen und dann wird drei Tage die Woche bis zur Rückkehr der Kinder bis abends durchgearbeitet“ so die Vielbeschäftigte. Drei Tage wird geschaffen und organisiert, zwei bleiben für den Verkauf frei. Seit mehr als einem Jahr arbeitet Kölblinger mit Kolleginnen zusammen. Gerade für Frauen scheint das Modell des gemeinschaftlichen Geschäftsauftritts sehr zukunftsfruchtig und Kölblinger meint, dass derlei Kooperationen unter Frauen viel zu wenig genutzt oder nicht einmal angedacht werden.

Mode und Trends werden zunehmend preisgünstiger hergestellt und verkauft. Dem stellt sich Kölblinger mit ihrer Schmiedekunst in deutlichen Kontrast. Sie bedient Hochpreise bis Luxus. Sie weiß das durchaus und hat in erster Linie Probleme mit der Rechtfertigung vor sich selbst. Was ihr auffällt, ist die Zunahme einer finanziellen Schere: einerseits existieren Menschen, mit viel mehr Geld, andererseits bricht die gute Mittelschicht zunehmend weg, etwas was Julia Kölblinger schon zu spüren bekommt. Die Schichten prallen wesentlich stärker aufeinander als früher.

### Tagesablauf

Drei Tage beginnen die Arbeitstage empfindlich früh. Nach einem Frühstück eilen die Kinder zur Schule und Kölblinger erledigt die Notwendigkeiten zuhause. Um 9 Uhr beginnen an diesen Tagen die Geräte der Werkstatt zu rattern. Ein weiterer Tag ist reserviert für Dinge wie Buchhaltung, email-Verkehr mit Kunden bzw. mit geschäftlichen Partnern. Das gehört strikt getrennt, eine Vereinigung ihrer so unterschiedlichen Tätigkeiten lässt sich schlicht nicht machen, so die Goldschmiedin. Das Lavieren zwischen Schmiedekunst und Administration lässt sich allein geistig nicht vereinbaren. An diesen Tagen erklingt gegen abends ein Wecker, der die Künstlerin wieder in ihre Familienzentrale zurückführt. Und dazwischen liegt die pure Arbeit, ohne Pause, ohne Wenn und Aber. An diesen Tagen werden alle groben Sachen am Werkstisch erledigt.



*Gutes Werkzeug bietet beste Voraussetzungen*  
Foto: Cox



*Koelblingers Anmutung gerät niemals zu üppig*  
Foto: Koelblinger

Donnerstag und Freitag der Wochen sind dem Verkauf gewidmet, dem Ort der Zusammenarbeit mit den Innsbrucker Goldschmiedinnen Mölk.

### Synergien

Seit eineinhalb Jahren führt Kölblinger eine extrem wichtige Kooperation mit den Schwestern Teresa und Michela Mölk durch, als Shop in Shop-Modell. Die beiden eröffneten 2010 einen Laden am Sparkassenplatz, in dem Kölblinger zwei Tage den Verkauf aller Objekte bestreitet. Und genau diese Idee, war eine unglaublich gute. Die Nutzung der Synergien macht wirklich Sinn – gerade in wirtschaftlich schwierigen Zeiten. Es bietet sich ein unglaublich günstiger arbeitstechnischer Austausch. Das Geschäftsmodell basiert auf Kostenteilung und man verschafft sich eine höchst notwendige Flexibilität. Die Kooperation der drei Goldschmiedinnen ist also keineswegs eine von Neid durchsetzte sondern vielmehr eine der genauen Reflexion. Jeder zieht seine Vorteile daraus und bietet gleichzeitig den anderen die für den Alltag nötige Unterstützung.

Ein besonders liebgewonnenes Feld für Kölblinger stellt die Filmproduktion dar. Bis dato sind zwei Kinofilme mit Schmuck von JUNIIMJULI ausgestattet worden: „Männerhort“ mit Cosma Shiva Hagen, Christof Maria Herbst uva. unter der Regie von Matthias Schweighöfer. Und im Moment entsteht gerade „Dead men working“,

Arbeitstitel für einen Krimi aus dem Bankenmilieu. Angefertigt wird der Film vom Hessischen Rundfunk, ausgestrahlt wird er im ARD.

Auf die Frage, was sich ändern sollte, denkt Kölblinger gut nach. Eigentlich sollte die Basis genauso bleiben, doch die Fühler sollten weitgesteckt werden. Der Zwickel muss breiter werden, das Segment größer. Und dazu heißt die Devise: hinaus in das Leben. Die anstehenden Pläne sind keineswegs kurzfristig durchzuführen, es darf aber auch durchaus länger dauern.

### Zukunft

Braucht man zum Goldschmieden nicht unglaublich viel Kraft? Woraus zieht Kölblinger diese? Kinder machen Freude und da sie keine Anstrengung in eine Überperfektion legt, verläuft diese elementare Seite in ihrem Leben recht gut. Was unumgänglich war, denn Kölblinger hatte, wie sie schnell anfügt, stets Kinder. Schon anfänglich, als sie das Atelier ihrer Mutter übernommen hat. In ihrem Leben spielte Unvorhergesehenes eine zentrale Rolle und so prägte sich ein ziemlich starker Willen und Antrieb in ihr. Nichts ergab sich von selbst oder eine Sache folgte natürlich der anderen.

Doch heute sieht sie sich angekommen. Trotz der großen Anforderungen und Herausforderungen macht ihr das Leben, wie sie es heute führt, eine große Freude. Ihre Kinder helfen im Haushalt und unterstützen sie eher als sie einfordern. Allein schon darin liegt ein Riesenvorteil in ihrem Leben. Ebenso in ihrer Partnerschaft mit einem Mann, der ihr jegliche Form der Unterstützung bietet. Lässt sich da noch mehr verlangen?



*Der gesamte weibliche Körper glänzt*  
Foto: Koelblinger



*Metallbearbeitung erfordert Geduld, Können und Zuwendung*  
Foto: Koelblinger



*Heilige Notburga  
an der Domfassade  
Foto: Hans S. Partsch*

# FRAUENSPUREN FINDEN IN TIROLS LANDESHAUPTSTADT INNSBRUCK

Angelika Schafferer

Für meine Führungen wähle ich Themen und passende Orte aus, zu denen mir eine Gruppe folgt. Die TeilnehmerInnen bitte ich, Fragen zu stellen, kleine Geschichten beizusteuern und zu diskutieren. Auch ein fiktiver Spaziergang benötigt Begleitung. Also lade ich Sie ein, lesend zu Frauenspuren in Innsbruck mitzukommen.

Unser Treffpunkt ist der Campus der sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Universität mit seiner zentralen Grünfläche. Wir sehen Studierende auf den outdoor Möbeln und die Spiegelung von Stadt und Bergen in den gläsernen Gebäuderiegeln. Die Idee einer „offenen Universität“ hat das Büro Martha Schreieck/Dieter Henke in den Entwurf einbezogen und ein Ensemble von SOWI-Fakultät, Wohn-, Büro- und Geschäftshaus entwickelt. Hier an Stelle des ehemaligen Regelklosters von Erzherzogin Katharina Gonzaga hat die Architektin Martha Schreieck 1999 eine Verbindung zwischen alt und neu, Hofgarten und Stadt geschaffen. Wo Sie das sehen können? Die hohe geschwungene Betonwand, an deren fortlaufender Bank ist die Verlängerung einer historischen Mauer des Hofgartens. Sie zieht sich durch das Gebäude der SOWI und führt in einem Schwung weiter Richtung Altstadt.

Heute halten in allen Fakultäten, mit Ausnahme der Medizin, die Studentinnen knapp die Mehrheit. Ja, das war nicht immer so, in Österreich durften bis 1897 Frauen nur mit der Zustimmung des betreffenden Dozenten Vorlesungen besuchen. Im Wintersemester 1897/98 öffnete die philosophische Fakultät ihre Pforten. Dann folgten langsam weitere: 1900/01 die medizinische, 1919 die rechtswissenschaftliche, erst nach 1945 die katholisch-theologische Fakultät. Nur neun Studentinnen promovierten bis 1918 an der Leopold-Franzens-Universität. 1929 habilitierte Martha Moers als erste Frau, 1932 Franziska Mayer-Hillebrand als erste, die in Innsbruck auch studiert hatte. 1959 wurde Erika Cremer erste ordentliche Professorin am Institut für physikalische Chemie. Die Ernennung Herlinde Pissarek-Hudelists zur weltweit ersten Dekanin an einer theologischen Universität 1989/1990 war eine Sensation. Ja, das ist eine Entwicklung, aber die anhaltende Unterbesetzung von Frauen in den Professorenreihen und im universitären Überbau gibt uns zu denken.

Während wir Richtung Altstadt gehen, sprechen wir über Frauenspuren, die in Straßennamen oder Denkmälern zu finden sind. Vor dem imposanten Gebäude der Hofburg stellt sich natürlich die Frage nach Maria-Theresia. Und weil hier keine Abbildung, kein Text auf sie hinweist, stellen wir uns die 1774 fertiggestellte Triumphpforte vor. Auf der traurigen Nordseite befindet sich ein Porträtre Relief von „*Maria Theresia Augusta, Königin von Ungarn und Böhmen*“. Auf der fröhlichen Südseite ist ein Porträtre Relief von Maria Theresia und Kaiser Franz Stefan I. mit der Inschrift zu sehen „*Franz und der Maria Theresia, den Erlauchten, Frommen, Glücklichen (ge-*

*widmet)*...“. Auch das Brautpaar Erzherzog Leopold und Maria Ludovica von Bourbon und die Schwestern des Bräutigams, Maria Anna und Maria Christina sind auf dieser Seite abgebildet. Haben Sie schon einmal im Inneren des Bogens den Gesichtsausdruck von Herzogin Karoline von Lothringen betrachtet?

Am Domplatz angekommen, lassen wir unsere Augen über die geschwungene Fassade bis hinauf zum Heiligen Jakob gleiten. In den Nischen an der Vorderseite der 1724 fertiggestellten Kirche finden wir zwei Frauen: Erzherzogin Magdalena und die beliebteste unter Tirols Heiligen, die Heilige Notburga. Unterschiedlicher können Frauenbiografien nicht sein! Magdalena, Tochter Kaiser Ferdinand I., Notburga eine Bauernmagd. Beide setzten sich erfolgreich gegen den Vater bzw. den Arbeitgeber durch. Magdalena gründete mit ihren Schwestern das Haller Damenstift und wurde dessen erste Fürstäbtissin. Notburga dagegen, könnte als eine frühe Vertreterin der Gewerkschaft in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bezeichnet werden. Sie hatte als Magd den Mut, ihre Vereinbarung mit dem Arbeitgeber durchzusetzen. Er hatte Not-



Maria-Theresias Porträtre Relief an der Triumphpforte  
Foto: Hans S. Partsch

burga zugestanden, an Vorabenden von Sonn- und Festtagen die Arbeit am Feld zu unterbrechen, um im Rupertuskirchlein zu beten. Himmlische Kräfte unterstützten sie dabei, indem sie die Schwerkraft aufhoben, sodass Notburgas Sichel im Himmel hängen blieb, bis sie wieder zur Arbeit zurückkehrte. Und schon bald galt sie u.a. als Patronin der Dienstmägde und Armen, der Arbeitsruhe und des Feierabends. 2000 wurde die Notburga-Gemeinschaft gegründet, die in den Diözesen Innsbruck, Brixen, Salzburg, München-Freising und Augsburg die kirchliche Anerkennung besitzt. Diese Frauengemeinschaft jeden Alters und Lebensstandes widmet sich der Pflege des Glaubens in ihren Pfarren, hält die Tagzeitenliturgie ein und kümmert sich um Alte, Kranke, Sterbende und Trauernde. Der Gedanke an unbezahlte Arbeit von Frauen, die ihre Angehörigen pflegen, drängt sich auf. Und wir fragen uns, wo der persönliche Einsatz für die Gemeinschaft aufhört, wo die Ausbeutung beginnt.

Im kühlen, hohen Innenraum des Doms gehen wir ganz nahe zum Altar, um uns das Original des Mariahilfbildes von Lucas Cranach anzusehen. Wir sehen keine Göttin, keine Königin, keine Adelige, wir sehen eine junge Frau, die uns offen anblickt. Dieser im frühen 16. Jahrhundert neue Aspekt und die Zuneigung des Kindes zur Mutter nahmen die BetrachterInnen so gefangen, dass diese Darstellung zur meistkopierten im gesamten Alpenraum wurde. Ja, auch in Innsbruck ist das Mariahilfbild an unzähligen Hausfassaden zu sehen. Sie kennen auch figura-



Mariahilfbild in der Schlossergasse

Foto: Hans S. Partsch

le Darstellungen Marias u.a. auf der Spitze der Annasäule. Wir schmunzeln über den Namen dieses Denkmals und die möglichen Verwechslungen zwischen Tochter Maria on top und namensgebender Mutter Anna am Sockel.

Nun, bisher waren Architektinnen, Regentinnen und Heilige unsere Treffer auf der Spurensuche nach Frauen in Innsbruck. Falls Sie das etwas unausgewogen finden, gebe ich Ihnen Recht. Soll ich historische Hexenprozesse oder lebensnahe innovative Unternehmerinnen thematisieren? Lassen Sie uns also ganz ohne kirchliche oder fürstliche Aspekte in die Maria-Theresien-Straße weiterschlendern.

Vor dem Goldenen Dachl sehen wir TouristInnen, die das Innsbrucker Wahrzeichen fotografieren. Unsere Blicke fallen auf die vergitterten Fenster im unteren Bereich des Stadtturms. Im ehemaligen Gefängnis von Innsbruck waren auch jene Frauen in Haft, die wegen Schadenszauber, Hexenflug oder Sabbatfeier denunziert worden waren. Es waren vor allem einfache Frauen, gegen die in Inquisitionsprozessen ermittelt wurde. Um den Tathergang (re)konstruieren zu können und ein Geständnis zu erlangen, wurden sie gefoltert. Der Aufenthalt von Heinrich Institoris, dem Verfasser des „Hexenhammers“ in der Diözese Brixen in den 1480-er Jahren, war entscheidend für das Aufflammen der Hexenprozesse in Tirol. Auch wenn die Landesregierung manches Verfahren wegen schwerer Mängel einstellte, kam es zwischen 1485 und 1785 in 72 Fällen zu Todesurteilen. Das bedeutete für die Verurteilten Verbrennen, Enthaupten oder das Öffnen der Adern im Bad. Aber auch nach seltenen Freilassungen war das Leben schrecklich. Den angeklagte Frauen und Männern gelang es kaum sich in die Gemeinschaft zu (re)integrieren. Die Stadt verlassen, hieß es dann. Für Frauen bedeutete das, ihr Leben unter entsetzlichen Bedingungen als „vogelfrei“ führen zu müssen.

Auf dem Weg Richtung Inn fällt uns rechts unter den schwarz goldenen Wirtshauschildern das quadratische, rothinterlegte MPREIS Schild auf: die bekannteste Supermarktkette Tirols, 1920 von Therese Mölk als Gemischtwarenladen gegründet. Die 1872 geborene Wörglerin war gelernte Verkäuferin, vor allem aber innovative Unternehmerin. Während des Ersten Weltkrieges zog sie mit ihrer vielköpfigen Familie nach Innsbruck. Ab 1920 baute sie unter Mithilfe ihrer Nachkommen durch den Verkauf von Milch und „Volksbrot“ ein dichtes Filialnetz auf, das 1946 bereits 100 Angestellte zählte. Heute gehört das Unternehmen zu den größten Arbeitgebern Tirols. Ja, eine der innovativsten Kultureinrichtungen Tirols ist dort zu finden, wo einst das Volksbrot gebacken wurde: die „bäckerei“ in der Dreieiligenstraße. An der Gründung dieser „Kulturbackstube“ war übrigens eine Nachfahrin Therese Mölks beteiligt.

Drei Ecken weiter in der Schlossergasse stehen wir vor kaum beachteten Bildern: Frauen beim Ernten und Verarbeiten von Obst u. a. auch an modernen Vakuumpkesseln. Wir entziffern gemeinsam die schwer lesbare Schrift: „Arbeit ist des Bürgers Zierde. Segen ist der Mühe Preis.“ Diese Reklame-Bilder malte 1916 Karl Munding, um auf die hauseigene Marmeladeproduktion der Konditorei hinzuweisen. Seit dem Mittelalter trugen Frauen durch Nähen, Sticken, Weben oder Wäschewaschen, durch Kleinhandel in Gassenläden oder unter den

Lauben zum Familieneinkommen bei. Frauen aus der ländlichen Umgebung kamen als Dienstbotinnen in die Stadt und ihr Arbeitsleben umfasste u.a. Wasser holen, Feuer machen, Putzen, Kinderhüten, ja sogar den Anbau von Gemüse. Als Köchin hatten sie die Spitze der Hierarchie im Haushalt erreicht. Das lässt uns an englische TV-Serien denken, die um die Jahrhundertwende 1900 spielen. Aber so war der Dienstbotinnenalltag bis ins 20. Jahrhundert hinein. Erst seit 1921 gibt es die Krankenversicherungspflicht und seit 1927 die Altersfürsorge für das fast ausschließlich weibliche Hauspersonal. Eine Berufsgruppe war noch bis nach 1945 in einer benachteiligten Lage: Lehrerinnen mussten unverheiratet bleiben, sonst drohte ihnen die Kündigung. Wir gehen sprachlos weiter.

Vor uns taucht die Annasäule im Trubel der Maria-Theresien-Straße auf. Hier können wir am 8. März, dem internationalen Tag der Frauen oder dem Equal Pay Day, dem internationalen Aktionstag für Entgeltgleichheit zwischen Männern und Frauen, auf DemonstrantInnen treffen, die gegen die Ungleichheit in unserer Gesellschaft aufbegehren.

Wenn wir schon bei der Politik gelandet sind, dann kommen Sie bitte mit zum nördlichen Eingang des Kaufhauses Tyrol. Hier stehen wir vor einer Gedenkplatte mit Handabdruck: „In Gedenken und Dankbarkeit an Bürgermeisterin Hilde Zach, die an der Realisierung des Kaufhaus Tyrol massgeblich beteiligt war.“ Die Genannte schaffte als österreichische Politikerin das, was Herlinde Pissarek-Hudelist als Dekanin erreicht hatte. Hilde Zach wurde 2002 die erste Bürgermeisterin einer österreichischen Landeshauptstadt. Ja, es ist bemerkenswert, was diese Frau geleistet hat, die 1942 in eine Metzgersfamilie geboren wurde und familiär als Mädchen in der Ausbildung durchaus benachteiligt war. Ihr Weg führte sie über die Handelsschule in Feldkirch, die Matura im Abendstudium, zur Wirtschaftsbundobfrau und schließlich in die Stadtregierung.



*Annasäule vor dem Kaufhaus Tyrol*

Foto: Hans S. Partsch



*Gedenkplatte für Hilde Zach im Kaufhaus Tyrol*

Foto: Hans S. Partsch

In ihrer zweiten Amtsperiode gab sie die Verantwortung als Bürgermeisterin krankheitsbedingt an eine junge Parteikollegin ab. Mehrfach geehrt starb Hilde Zach 2011. Und sie hat sichtbare Spuren in Innsbruck gelegt. Es sind große Projekte im öffentlichen Raum: die Autobahnabfahrt Mitte, die Hungerburgbahn der Architektin Zaha Hadid und das Kaufhaus Tirol.

Ja, die Architektinnen lassen uns nicht los. 2010 haben Martha Schreieck/Dieter Henke den Wettbewerb für den PEMA Turm gewonnen. Auch für Pema II zeichnet mit Kathrin Aste und Frank Ludin von LAAC Architekten eine Architektin verantwortlich. Das jüngere Stadtbild prägen also realisierte Bauten, die von Frauen entworfen wurden: wie die Sprungschanze von 2002 und die erwähnte Hungerburgbahn von 2007, beide von Zaha Hadid oder das Landmark oberhalb Mühlaus von Margarethe Heubacher-Sentobe. Und zukünftige Gebäude werden uns weitere Frauenspurten legen.

#### Vertiefende Literatur:

*Forster, Elinor; Stanek, Ursula; Astrid von Schlachta: Frauenleben in Innsbruck, Innsbruck 2003*

*Rabanser, Hansjörg: Hexen- und Zaubereiverfolgung in Tirol. Neue Forschungsergebnisse. In: Hexenforschung aus österreichischen Ländern. Arbeitskreis für interdisziplinäre Hexen- und Magieforschung. Wien 2009*

*Schreiber, Horst; Tschugg, Ingrid; Weiss, Alexandra: Frauen in Tirol. Pionierinnen in Politik, Wirtschaft, Literatur, Musik, Kunst und Wissenschaft. Innsbruck 2003*

[www.heiligenlexikon.de](http://www.heiligenlexikon.de)

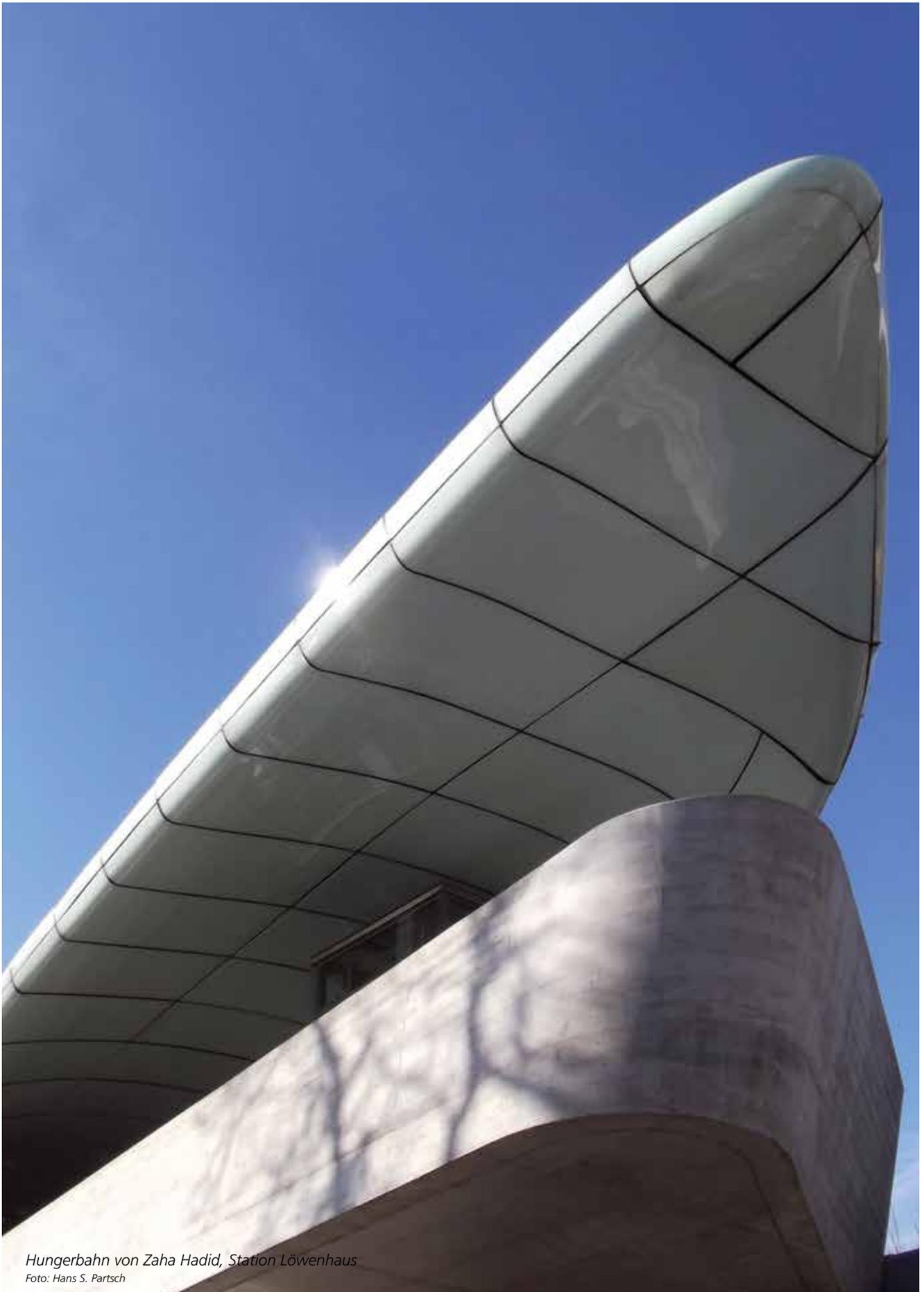
[www.notburga-gemeinschaft.at](http://www.notburga-gemeinschaft.at)

*Gemeinsam mit Renate Ursprunger biete ich im Rahmen unserer Tätigkeit „die stadtführerINNen“ das Thema „Frauenspurten in Innsbruck“ in der Führungsreihe „Stadt bekannt?“ an.*



*Geschwungene Betonwand vor der SOWI-Fakultät*

Foto: Hans S. Partsch



*Hungerbahn von Zaha Hadid, Station Löwenhaus*  
Foto: Hans S. Partsch



Fotos: o.l. und u.r. Leonie Nehr, o.r. und u.l. Belinda Huber

# KUNST.STÜCK

## Modernes Kunsthandwerk im Tiroler Oberland

### Sabine Geiger

*„Der, der mit seinen Händen arbeitet, ist ein Arbeiter. Der, der mit seinen Händen und mit seinem Kopf arbeitet, ist ein Handwerker. Der, der mit seinen Händen, seinem Kopf und seinem Herzen arbeitet, ist ein Künstler.“ (Franz von Assisi)*

#### Künstlerische Handwerksvielfalt im Tiroler Oberland

Die stetig wachsenden Aus- und Fortbildungsangebote ermöglichen es immer mehr Frauen, sich auch in Handwerksberufen und bei der Herstellung von Kunsthandwerk zu verwirklichen. In den bis vor wenigen Jahrzehnten vorwiegend bäuerlichen Orten im Tiroler Oberland dauerte es wohl vergleichsweise länger als in den Städten, bis sich weibliche Künstlerinnen etablieren konnten. War lange Zeit „nur“ das Handarbeiten in Frauenhänden, schaffen sich nun immer mehr Handwerkerinnen mit der Herstellung von kreativer Kunst eine eigenständige Existenz.

Vermeehrt schien es, als würden alte Handwerke in Vergessenheit geraten. Durch den auch in entlegenen Gebieten einziehenden Wohlstand der letzten Jahrzehnte wurden viele Fertigkeiten nicht mehr wie früher üblich an die nachfolgenden Generationen weitergegeben. Heute wird Kunsthandwerk nicht mehr bloß in privaten Stuben und Kellern gefertigt, sondern gelangt immer öfter in den Fokus einer breiten Öffentlichkeit. Eine stetig wachsende Zahl von Frauen mit enormer Kreativität überzeugt bei der Verarbeitung von völlig unterschiedlichen Materialien.

Die nachfolgenden Künstlerinnen spiegeln nur auszugsweise die große Vielfalt an Techniken und Kunstrichtungen, sie stehen beispielgebend für unzählige talentierte Frauen die es verstehen, andere Menschen mit ihren Begabungen zu begeistern.

#### Keramik.Kunst

*„Man weiß eigentlich nie, was aus dem Ofen kommt.“*

**Silvia Patscheider**, geboren in Bayern und seit zwanzig Jahren in Tirol beheimatet, hat im Modellieren und filigranen Gestalten von Keramikwaren eine liebevolle Leidenschaft für sich entdeckt. Ihre Begeisterung für das Zeichnen und kreative Handwerken führte sie vor etwa zehn Jahren zu Fortbildungen und Töpferkursen nach Innsbruck und an die Keramikfachschule Landshut. Aus den seit den Anfängen gefertigten Tonfiguren entwickelte sich ein breites Sortiment an unterschiedlichsten Handwerksstücken wie Schalen mit Bronze- oder Goldlegierungen, Duftöl-Kugeln, Schmuck, Räucherschalen und saisonalen Werkstücken.

Silvia erlernte verschiedenste Brenntechniken in zahlreichen Kursen und erzielt damit einzigartige Effekte auf ihren handgefertigten Tonwaren. Glasurbrand im Elektroofen und Rakubrand im Gasofen sind nur zwei Techniken im breiten Gestaltungsfeld. Auch „naked Raku“, die Kupfermatt-Methode oder die aus Neuseeland stammende Brennart „Pitfire“ werden von der kreativen Keramikünstlerin angewandt.

Seit 2014 stellt Silvia ihre Keramikwaren in einer Werkstatt in der Ortsmitte von Kematen her und bietet ihre Kreationen im angeschlossenen Ausstellungsraum „Tonstube“ an. Auch auf verschiedenen regelmäßigen und saisonalen Märkten stellt die begeisterte Künstlerin ihre gefertigten Handwerksstücke aus.

Die verschiedenen Techniken und die daraus immer wieder überraschenden Resultate bilden für Silvia den Anreiz, ihre Methoden stets zu verfeinern und Neues auszuprobieren.



*Silvia Patscheider fertigt filigrane Keramikkunst*  
Foto: Sabine Geiger

### Holz.Kunst

„Es riecht gut und Holzoberflächen sind ein hap-tischer Genuss.“

Riecht das Holz eines Apfelbaumes nach Apfel? Wenn es nach **Elisabeth Walch** geht ja. Heimische Hölzer wie zum Beispiel Zirbe, Fichte oder eben Apfel sind jener Werkstoff, aus dem die Handwerkerin aus Imst verschiedenste Holzwaren herstellt.

Die Freude am Arbeiten mit den Händen ließen die Holzkünstlerin eine Ausbildung an der Höheren Technischen Lehranstalt absolvieren, dort lernte und vertiefte sie die Grundlagen der Arbeit in der Werkstatt. Die kreative Handwerkerin maturierte an der damals bezeichneten Abteilung für Möbel- und Innenausbau, vor zwanzig Jahren für Mädchen noch ein eher ungewöhnlicher Ausbildungsweg.

Neben ihrer beruflichen Tätigkeit als technische Zeichnerin begann Elisabeth Holzspielsachen für Kinder aus dem Freundeskreis herzustellen. Der rege Zuspruch ihres Umfeldes führte im Jahr 2005 schließlich zur Anmeldung des Gewerbes

für Holzspielwarenerzeugung. Vorerst waren die hergestellten Produkte auf verschiedenen Märkten erhältlich, heute bietet Elisabeth ihre handgefertigten Holzwaren auch in einem Gemeinschaftsladen in Imst an.

Die Werkstatt von Elisabeth befindet sich im Keller ihres Wohnhauses in der Imster Oberstadt, alle Arbeitsschritte vom Zuschneiden und Aushobeln des rohen Brettes bis zum Schleifen und der Oberflächenbehandlung werden dort ausgeführt. Sämtliche hergestellten Holzwaren sind handgearbeitet und vielfach Einzelstücke. Die Oberflächen werden entweder naturbelassen oder mit umweltgerechten Lasuren, natürlichem Wachs und pflanzlichen Ölen behandelt. Dadurch sind die Handwerksstücke frei von Dämpfen und absolut kindgerecht.

Das Sortiment der Handwerkerin hat sich mittlerweile um Holzschmuck, Uhren, Dekorationen und Küchenutensilien erweitert, die Herstellung von Kinderspielwaren begeistert Elisabeth jedoch nach wie vor am meisten.

### Glas.Kunst

„Ein Lebenslauf kann nie bunt genug sein.“

Nach diesem Motto lebt und arbeitet **Belinda Huber** aus Tarrenz. Die junge Künstlerin besuchte die Glasfachschule in



Der Geruch von Holz ist für Elisabeth Walch unwiderstehlich

Foto: Sabine Geiger

Kramsach, wo ihre Leidenschaft für das Material endgültig entfacht wurde. Belinda arbeitet nicht ausschließlich mit Glas, die Begeisterung für das Kombinieren mit anderen Werkstoffen wie Stein, Holz oder Metall vertiefte sie beim Aufbaulehrgang für Kunsthandwerk und Objekt-Design.

Was mit einem Glasperlenbrenner in der elterlichen Werkstatt begann führte im Jahr 2014 zur Gründung ihrer Firma „GLAS-unikat“. Bereits im Alter von zwanzig Jahren hatte Belinda ihre erste Ausstellung. Die bisher erzielten Gewinne investierte die Künstlerin ständig in die Anschaffung neuer Geräte, sodass ihre Werkstatt mittlerweile mit Sandstrahler und Plotter bestens ausgestattet ist. Der kürzlich erworbene Lasergravierer ermöglicht Belinda die Bearbeitung von Leder, Holz und Stoff sowie Fotogravuren und eröffnet neue Gestaltungsmöglichkeiten für weitere kreative Kunststücke.

Neben den zahlreichen Gravurarbeiten auf Glas und Stein fasziniert die junge Künstlerin auch das sogenannte „upcycling“, das Herstellen von Neuem und Kreativem aus Altstoffen. Zerbrochene Fensterscheiben kombiniert Belinda mit Holz und Altmetall zu modernen Bildern, aus kaputten Flaschen zaubert sie leuchtende Glasperlen, aus Treibholz und Altmetall entstehen faszinierende Designobjekte. So fertigt die kreative Künstlerin in ihrer Werkstatt, dem ehemaligen Nähzimmer ihrer Oma, stets neue und überraschende Objekte.

Den Traum vom eigenen Geschäft hat sich Belinda bisher noch nicht erfüllt, die Begeisterung für das Kunsthandwerk lassen jedoch erahnen, dass der jungen Künstlerin auch diesbezüglich keine Grenzen gesetzt sind.

### Stoff.Kunst

*„Ich freue mich, wenn ich andere Menschen mit dem Virus des Selbermachens anstecken kann.“*

Kunst und Handarbeit in verschiedenster Form begleiten **Katharina Ruetz** seit Kindheitstagen. Geboren in Innsbruck und aufgewachsen in Südtirol und Imst erlernte sie die Grundkenntnisse mit Nadel und Faden von ihrer Mutter. Nach einer musischen Ausbildung in Innsbruck ließ sich Katharina mit ihrer Familie in Grins bei Landeck nieder. Berufsbegleitend absolvierte die begeisterte Handarbeiterin die Filzschule Oberrot in Baden Württemberg, die sie mit einer eigenen Kollektion abschloss.

Die Leidenschaft für das Werken mit den Händen und damit verbunden daserspüren der unterschiedlichen Materialien veranlassten Katharina



*Belinda Hubers Leidenschaft ist die Herstellung von Glasperlen*

Foto: Sabine Geiger

im Jahr 2007 zur Gründung der „Textilwerkstatt Ruetz“. Dort entwirft sie Kleidung und Accessoires und fertigt sämtliche Stücke in Handarbeit. Die Kombination der unterschiedlichen Techniken wie Färben, Filzen, Stricken und Nähen erschließen ein unendlich weites Feld an Gestaltungsmöglichkeiten. Bei der Verarbeitung der ausschließlich hochwertigen Grundprodukte wie Schurwolle, Alpaka, Seide, Leinen oder Baumwolle legt die Filzdesignerin viel Wert auf eine möglichst umweltschonende Behandlung.

Im Keller des über 300 Jahre alten Bauernhauses färbt Katharina die verwendeten Garne, Wolle und Stoffe selbst. Beim Färben von Schals beispielsweise wendet Katharina die aus Japan stammende Shibori-Technik an, ähnlich wie bei Batik erzielt die Textilkünstlerin so unterschiedliche Farbverläufe und Musterkombinationen.

Ein weiterer Reiz liegt für Katharina in der „WohnArt“ – der künstlerischen Gestaltung von Filzobjekten für den Wohnraum. Die Handwerksstücke werden auf die Bewohner und die Beschaffenheit und Farbgebung der Räume individuell abgestimmt, das Sortiment reicht von passenden Kissen und Filz-Bildern bis hin zu großflächigen Wandgestaltungen.

Katharina möchte auch die Kreativität von interessierten Handarbeiterinnen fördern und vermittelt ihr Wissen in verschiedenen Kursen. So kann sie ihre Fähigkeiten und die Begeisterung am Material an andere weitergeben und erhält auch selbst immer wieder Impulse für neue Ideen und Gestaltungsvarianten.

### Vereins.Kunst

In der Bezirkshauptstadt Imst gibt es zwei besonders innovative Vereine, die es verschiedenen KünstlerInnen ermöglichen, ihre gefertigten Produkte der interessierten Öffentlichkeit zu präsentieren. Sie bieten denjenigen, welche keine eigenständigen Verkaufsmöglichkeiten besitzen, eine gemeinsame Teilnahme an Kunstmärkten und Ausstellungen. Andererseits bieten beide Institutionen eine Plattform für künstlerische und handwerkliche Veranstaltungen und Weiterbildungskurse und führen somit wesentlich zur Vernetzung von Künstlern, Handwerkern und interessierten Teilnehmern bei.

Im Verkaufsladen des Vereins „**EigenART Imst**“, welcher von der Künstlerin Susanna Gitterle gegründet wurde, finden die Interessierten unterschiedlichste Kunst- und Handwerksge-

genstände aus verschiedensten Materialien. Die Vereinsmitglieder bieten ihre Kreationen in den Gemeinschaftsräumen an, dadurch eröffnet sich den Besuchern ein breites Angebot an völlig unterschiedlichen kreativen Handwerksstücken. Das Sortiment reicht von Holz-, Glas- und Wollwaren, Kreationen aus Stein und Textilstücken bis hin zu Naturprodukten.

Ähnlich verhält es sich beim Verein „**Hand-Werk-Imst**“, welcher in der Spinnerei Imst beheimatet ist. Betritt man die Räumlichkeiten am Imster Johannesplatz steigt einem ein feiner und fast schon heimeliger Geruch von Wolle in die Nase, welcher unwiderruflich Erinnerungen an alte Stuben und strickende Großmütter hervorruft. Die Leiterin der Spinnerei, Birgit Lechner, erlernte die Fertigkeiten am Spinnrad selbst vor fünf Jahren und macht es sich seither zur Aufgabe, an alter Handwerkskunst interessierte und lernbegierige Menschen mit solchen zusammenzuführen, die diese Fähigkeiten besitzen und weitergeben möchten. Das breite Kursangebot reicht vom Spinnen, Weben, Klöppeln, Quilten bis zum Filzen und Stricken und erfreut sich wachsender Beliebtheit. Die gefertigten Stücke der Vereinsmitglieder können in der Spinnerei Imst erworben werden.

### Hand.Werk.Kunst

Betrachtet man die Vielfalt der heimischen Künstlerinnen darf keinesfalls auf die zahlreichen Handwerkerinnen und Handarbeiterinnen vergessen werden, welche ihre handgefertigten Produkte auf unzähligen Bauernmärkten und saisonalen Ausstellungen anbieten. Der Grat zwischen Kunst und Hobby oder zwischen Handwerk und Bastelarbeit ist oft ein schmaler, die Kunst liegt wie immer im Auge des Betrachters.

Eine mehr als treffende Sichtweise auf die unwiderrufliche Verbindung von Frauen und Kunst fand die Schweizer Schriftstellerin Albertine Adrienne Necker de Saussure (1766-1841): *„Daß zwischen den Fähigkeiten der Frauen und den schönen Künsten ein natürliches Band bestehe, läßt sich nicht leugnen. Das feine Gefühl, ein gewisser Hauch der Begeisterung, der Sinn für die Natur, die Lebhaftigkeit aller Eindrücke, das Verlangen, die materielle Welt zu verschönern, um daraus den Kern eines reinen und göttlichen Lebens zu gewinnen, das sind die Eigenschaften, wie sie die Kunst fordert, und wie man sie an den Frauen liebt.“*

### Kontaktdaten:

Silvia Patscheider: [www.tonstube.com](http://www.tonstube.com)

Elisabeth Walch: [www.elementholz.at](http://www.elementholz.at)

Belinda Huber: [glasschmuckbelindahuber.wordpress.com](http://glasschmuckbelindahuber.wordpress.com)

Katharina Ruetz: [www.textilwerkstatt-ruetz.at](http://www.textilwerkstatt-ruetz.at)

EigenART Imst: [www.eigenartimst.at](http://www.eigenartimst.at)

Spinnerei Imst: [www.spinnerei.info](http://www.spinnerei.info)



*Katharina Ruetz färbt Stoffe mit der japanischen Shibori-Technik  
Foto: Sabine Geiger*



*Dr.<sup>in</sup> Diana Prader und die spannende Herausforderung, den Typ Landarzt ins jetzige Jahrtausend zu transferieren*  
*Foto: Renate Linser-Sachers*

# PORTRÄT: FRAU DOKTOR AUF DEM LANDE – FRAUENPOWER IN DER PRAXIS

## Renate Linser-Sachers

Wer noch romantisch verklärte Vorstellungen einer Landarztpraxis vor Augen hat, muss umdenken. Zumindest bei Dr. med. Diana Prader in Kirchberg, die von der Hightech-Ordination über das breite Spektrum einer ganzheitlichen medizinischen Betreuung bis hin zur ziemlich kompromisslosen Einstellung jeglichem Klischee widerspricht. Und zwar so richtig.

Geboren 1968 in der Steiermark, folgten Medizinstudium und Turnus in Wien, 2004 die Facharztausbildung zur Anästhesistin und Intensivmedizinerin in Innsbruck und quer durch Österreich und Bayern mehr oder weniger unbefriedigende Stationen in Spitälern. Zutiefst gefrustet vor allem von den finanziellen Bedingungen, die einem besseren Putzfrauengehalt entsprachen, war der Schritt ins Burnout nur noch ein ganz kleiner gewesen. „Man darf sich in Österreich nicht wundern, dass keine Ärzte mehr in Kliniken arbeiten wollen, da um ein Taschengeld medizinische und zeitliche Höchstleistungen vollbracht werden sollen. Ich stand irgendwann an der Kippe und wusste, dass ich einen Weg finden musste, mein Fachgebiet Anästhesie, die mein Leben war, und die Führung einer Praxis zu verbinden“, resümiert Diana Prader.

Der Rest ist mittlerweile Geschichte. In Kirchberg ticken seit 1. Juli 2013 die medizinischen Uhren etwas anders, nachdem „Frau Doktor“ die Praxis des langjährigen Sprengelarztes mit etwa 1000 Patienten übernommen hatte. Neben Respekt vor der Selbständigkeit aber auch mit ziemlichem Bauchweh, nun plötzlich – als eigentlich seit dem Studium entwurzelte Wanderin – an einen Ort „gefesselt“ zu sein.

*Linser-Sachers: Wie geht denn die Landbevölkerung mit Ihrer geballten weiblichen Kompetenz um?*

Diana Prader: Vor allem weibliche Patienten sind zu männlichen Kollegen abgewandert, weil die „Frau Doktor“ maximal die Gattin des „Herrn Doktor“ sein kann. Diese Einstellung ist immer noch vielfach in den Köpfen der Menschen verankert, auch wenn man es kaum glauben möchte. Selbst im Spital wurde ich von älteren Patienten immer wieder mit „Schwester“ tituiert. Daneben mache ich Hausbesuche nur dann, wenn Menschen nicht mobil oder sehr schlecht beisammen sind. Also nicht, weil das Warten in der Praxis zu mühsam und es bequemer ist, wenn der Doktor zu mir oder zu meinen Angehörigen kommt und meinen Zeitplan nicht durch einen Arztbesuch durcheinander bringt. Am Anfang hat das durchaus zu einer gewissen Verunsicherung unter den von mir übernommenen Patienten geführt, die das ja anders gewohnt waren. Aber mittlerweile wissen diejenigen, die mir die Treue gehalten haben, dass ich sie nicht im Stich lasse, wenn es notwendig ist.

*Linser-Sachers: Wie definiert sich die Landärztin in ihrer Praxis selbst?*

Diana Prader: Untypisch. Denn trotz einer durchschnittlichen 60-Stunden-Woche bin ich für meine Patienten nicht Tag und Nacht erreichbar. Als Arzt kann man nur dann ausreichend und suffizient für seine Patienten da sein, wenn man selbst nicht am Rande des Ausgebranntseins steht. Und dazu gehören auch persönliche Rückzugsphasen, in denen man nicht erreichbar ist. Bei der heutigen Dichte der medizinischen Versorgung, wie wir uns das in Österreich leisten – mit Krankenhäusern, einem flächendeckenden Notarztsystem und einer Ärztedichte, die (noch) eine lückenlose Versorgung gewährleistet – ist dies dem Einzelnen durchaus möglich.

Dann bin ich seit 1999 aktive Notärztin (was in meiner Zeit als Anästhesistin ja Bestandteil meines Aufgabenbereichs war) und mache derzeit ein- bis zwei Mal im Monat an meinen freien Wochenenden Notarzdienste für die Krankenhäuser St. Johann u. Kufstein auf den Notarztstützpunkten in St. Johann und in Kramsach. Was nebenbei auch dazu dient, um Netzwerke für die Versorgung meiner Patienten zu bilden. Einerseits lernen mich die Kollegen in den Krankenhäusern, in die ich meine Patienten einweise, kennen, was zu einer ganz anderen Gesprächs-



*Hell, freundlich, einladend, modernst ausgestattet und mit Hightech-Medizin bestückt: Die Ordinationsräume der umtriebigen Frau Doktor*

*Foto: Photoart Reifmüller, Hollersbach*

– und Vertrauensbasis führt. Andererseits ist es wichtig, mit den Rettungssanitätern guten Kontakt zu haben, die häufig Patienten bei mir in der Praxis abholen oder bringen – vor allem im Winter, wenn uns die Schiunfallopfer überrollen.

Der Arbeitsablauf in meiner Praxis ähnelt, glaube ich, eher der einer Spitalsambulanz als der einer typischen Hausarztpraxis. Ich bin Teamspieler und habe derzeit echtes Glück mit meinem außergewöhnlich tüchtigen und motivierten Team, das aus drei Assistentinnen - einer Vollzeit- u. zwei Teilzeitkräften und natürlich auch meiner Perle, unserer Reinigungsdame, besteht, die ein wesentlicher Bestandteil eines funktionierenden Betriebsablaufs ist. Regelmäßige Teamsitzungen, wo Organisatorisches besprochen wird, sind fixer Bestandteil. Im Rahmen dieser Sitzungen gibt es immer wieder eine Fortbildungseinheit, wir veranstalten regelmäßig Notfallschulungen und Reanimationstrainings, wozu ich eigens eine Reanimationspuppe angeschafft habe. Weiters erhalten meine Mitarbeiter auch kontinuierlich Schulungen mit unserem Defibrillator, der in der Ordination vorhanden ist.

*Linser-Sachers: Sind Zusatzausbildungen wie die Ihren (Akupunktur, Schmerztherapie, Notfallmedizin, chronische Wundbehandlung, Fortsetzung*

*folgt) notwendig, um vom kleinen Wehwehchen bis zum lebensbedrohlichen Notfall alles abdecken zu können?*

Diana Prader: Nein, aber mein Beruf ist einfach mein Leben und mein Herzblut. Und Zusatzausbildungen wie die genannten sind teilweise auch durch Anfragen meiner Patienten entstanden. Aktuell bin ich dabei, mich in Manualmedizin weiterzubilden, da diese zu meinem Schwerpunkt „Schmerzmedizin“ unbedingt dazugehört. Außerdem vertiefe ich gerade meine Kenntnisse in Ohrakupunktur, weil ich mich dann vor allem bei chronischen Krankheiten der Ohrimplantatakupunktur zuwenden will. Zusätzlich beschäftige ich mich seit Jahren auch mit chinesischer Medizin, die allerdings derzeit aus Zeitgründen ein bißchen ins Hintertreffen geraten ist.

Ich will lernen, bis ich „in die Kiste hupf“. Keine Ziele zu haben bedeutet Stillstand, wobei ich schon zugeben muss, dass ich ein bisschen eine Getriebene bin.

*Linser-Sachers: Das nostalgische Bild eines Landarztes sieht einen weißhaarigen, väterlichen Herrn im weißen Kittel, eine spartanisch ausgestattete Ordination und museumsreife Instrumente. Eine Illusion, die angesichts Ihrer hochmodernen Praxis schnell ad absurdum geführt wird ...*

Diana Prader: Ja, meine Ordination ist zwei Jahre alt, modern und vor allem barrierefrei. Ich befürchte, dass es durch den Generationswechsel in einigen Jahren bald keinen Landarzt mehr geben wird. Ich glaube, wir sind eine aussterbende Ras-



*Die Ordination*

*Foto: Photoart Reifmüller, Hollersbach*

se. Angedachte Erstversorgungszentren gehen in diese Richtung. Frauen wollen Familie und Freiraum, was in der Ärzteschaft der demagogischen Entwicklung entspricht. Vom System her sehe ich mich daher als Auslaufmodell.

*Linser-Sachers: Womit sich wohl die Frage erledigt, ob Frauen (auch) in der Position als Landarzt auf dem Vormarsch sind?*

Diana Prader: In der jetzigen Form nicht. Mit den geplanten Erstversorgungszentren dann jedoch schon, wenn sich mehrere Frauen in einem stundenweisen Arbeitsmodell den Job teilen. So sieht und forciert es jedenfalls die Gesundheitspolitik.

Detail am Rande: Ich habe versucht, Ärztevertretungen für den Winter zu finden. Alle wollen einerseits zu viel Geld, andererseits ist das, was die Krankenhäuser ausbilden, auch nicht nur das Gelbe vom Ei. Oft sind nicht einmal Grundkenntnisse vorhanden. Also erledige ich den saisonalen Mehraufwand wie z.B. Sportverletzungen (inklusive Unfallröntgen und Gipsen) lieber gleich selbst, anstatt die Arbeit lang und breit erklären zu müssen. Meine Assistentinnen unterstützen mich dabei hervorragend.

*Linser-Sachers: Lässt sich das Leben einer Landärztin mit Familie unter einen Hut bringen?*

Diana Prader: Mit meinem Mann klappt es deshalb so gut, weil wir beide Individualisten mit Freiräumen sind. Zum Thema Kinder muss ich etwas ausholen. Mein Mann, im ersten Beruf Bautechniker, hatte an meiner Tätigkeit Gefallen gefunden und dann selbst ein Medizinstudium absolviert. Während des Studiums war ich der Erhalter, dann mit 40+ zu alt. Außerdem wollte ich ein Kind nicht fremd betreuen lassen. Mein Mann arbeitet nun fix angestellt im Krankenhaus, wodurch ich mit einer gewissen Gelassenheit meine Praxis betreiben kann. Ich bin nicht völlig überlastet und habe (und nehme mir) die Freiheit, ein paar Stunden pro Woche für mich zu haben. Ich will kein Sklave meiner Selbständigkeit sein.

*Linser-Sachers: Wo tanken Sie Ihre Energie?*

Diana Prader: Ich bin wie ein Perpetuum mobile. In meiner Freizeit jedoch treffe ich mich mit niemandem, da trete ich den kompletten Rückzug an. Das Telefon, ein altes Handy, ist ausgeschaltet (ich verweigere ganz bewusst ein Smartphone, weil ich diesen Wahn, der damit betrieben wird, fürchterlich finde) und gehe laufen, Rad fahren, im Winter skaten und in die Berge.

*Linser-Sachers: Worin liegt die größte Herausforderung einer Landarztpraxis?*

Diana Prader: Im Schutzwahl eines Krankenhauses ist man eine(r) von vielen. Mit Eröffnung der Praxis stehe ich jetzt in der ersten Reihe und muss schauen, wie weit ich mich aus dem Fenster lehnen kann. Ich muss für alle und alles die alleinige Verantwortung tragen. Anfangs hatte ich großen Respekt davor, Angst jedoch nie. Die wäre ein schlechter Ratgeber.

## DR.<sup>in</sup> MED. DIANA PRADER

Dr. med. Diana Prader

Ärztin für Allgemeinmedizin

Fachärztin  
für Anästhesie & Intensivmedizin

Diplome für Akupunktur,  
spezielle Schmerztherapie,  
Notfallmedizin

Vertragsärztin aller gängiger Kassen  
sowie privat

[www.med-kirchberg.at](http://www.med-kirchberg.at)



*Frau Landärztin, die mit Fachwissen, Humor und Selbstbewusstsein ihren Mann, sprich Landarzt, steht*  
Foto: Renate Linser-Sachers



Ayat  
Foto: Antia Röck, Laura Topuett

# FRAUEN IN DER FREMDE – ODER ÜBER WEIBLICHE LEBENSWELTEN FERN AB DER HEIMAT

Anita Röck, Laura Topuett

*Im Spätherbst 2014 wurden die ersten Asylwerber in Sautens, einem 1500 Seelendorf am Anfang des Ötztals, im adaptierten ehemaligen Gasthof Sautnerhof einquartiert. 24 meist junge Männer und zwei jugendliche Frauen fanden im „Flüchtlingsheim“ eine Unterkunft.*

*Die ersten Kontakte mit der einheimischen Bevölkerung waren großteils positiv. Bald begannen einige Sautner sich ehrenamtlich und aus freien Stücken für die Asylwerber einzusetzen. Deutschkurse wurden organisiert, Hilfe bei Amtswegen, Arztbesuchen oder beim Einkaufen angeboten, sportliche Aktivitäten zur Verkürzung der Tage organisiert. Wechselweise wurden und werden die Asylwerber zu gemeinnützigen Arbeiten mit geringer Entlohnung in der Gemeinde angestellt.*

*Die Gründung eines Vereins zur besseren Organisation der Hilfsangebote wurde angedacht. Im Frühsommer 2015 konnte der Verein „Sautner Hof-fnung offiziell tätig werden, nähere Infos unter „www.diesautnerhof-fnung“.*

## Ayat

Die junge, ruhige, sympathische muslimische Frau aus Syrien lebt derzeit im Tiroler Oberland. Ayat ist 24 Jahre, seit sieben Jahren mit dem 30 jährigen Wael verheiratet, ihr Sohn ist fünf Jahre alt.

Ayat wächst in einfachen Verhältnissen in einem kleinen Dorf in der Nähe der Stadt Daraa und der jordanischen Grenze auf. Sie besucht vom 6. bis zum 12. Lebensjahr eine Schule auf dem Land, ca. 5 km von ihrem Dorf entfernt. Nach dem Nachmittagsunterricht muss der Schulweg im Dunkeln zurückgelegt werden, dies war speziell für Mädchen nicht ungefährlich. Nach Beendigung der Schulzeit lebt Ayat im Familienverband und wird mit häuslichen Tätigkeiten auf ihre Aufgabe als Mutter und Hausfrau vorbereitet. Mit 17 Jahren heiratet sie den 23 jährigen Wael, eine Liebesheirat nach freier Wahl. Ein Jahr später kommt Sohn Omar zur Welt.

Wael bestreitet den Lebensunterhalt seit seinem 12. Lebensjahr mit diversen Arbeiten, die letzten Jahre arbeitet er auf den Golan Höhen.

Die Situation in Syrien spitzt sich immer mehr zu, das Leben im Heimatland wird immer gefährlicher und aussichtsloser für die kleine Familie. Wael tritt nach langem Überlegen mit dem hart ersparten Geld 2013 die Flucht nach Europa an, in der Hoffnung seine Familie bald nach kommen zu lassen. Ayat und der kleine Omar bleiben zurück, erleben den Krieg, die Verwüstung ihrer Heimat und hoffen in dieser schweren Zeit tagtäglich auf positive Nachrichten von Wael.

Im Sommer 2015, nach zwei langen Jahren der Trennung, ge-

lingt endlich die Familienzusammenführung. Für die „Reise“ nach Österreich veräußert Ayat sämtliche Habe, einschließlich ihres Eherings – darüber spricht sie nicht gerne, Tränen glitzern in ihren Augen.

Sie ist glücklich wieder mit ihrem Mann zusammen und in Sicherheit zu sein, obwohl die Lebensumstände hier für sie schwierig sind. Drei Monate lebt die kleine Familie beengt in einer 1-Zimmerwohnung, bis Anfang November 2015 eine etwas größere Wohnung gefunden wird. Land, Leute, Kultur, die Sprache.... alles ist fremd und verwirrend für Ayat, die Amtswege sind anstrengend und kompliziert.

Mittlerweile fühlt sie sich wohl im Dorf, begleitet Omar in den Kindergarten, lernt und versteht bereits etwas Deutsch, freundet sich mit anderen Frauen an, lernt wieder zu lachen, auch wenn dies oft schwerfällt. Ayat möchte weiterhin in der Öffentlichkeit ihre traditionelle Kleidung tragen, in Frieden und Sicherheit leben können, als Mensch anerkannt und akzeptiert werden.

Ihre größten Wünsche: in Österreich bleiben zu können bis der Krieg in Syrien beendet ist, Arbeit für ihren Mann, eine gute Schulbildung für ihren Sohn und eine Berufsausbildung als Helferin im Kindergarten oder im sozialen Bereich und den Führerschein – also ein ganz „normales Leben in der Fremde“ mit der täglichen Sorge um ihre Familie in Syrien, mit dem Heimweh...



Ghssoun, Linda, Ayat (beim Deutschkurs für Frauen in Sautens)

Foto: Anita Röck, Laura Topuett

### Heba

Sie kommt ebenfalls aus Syrien, 32 Jahre alt, wächst in Daraa auf, besucht dort die Schule und heiratet mit 17 ihren Mann Hany.

Im Abstand von zwei Jahren bekommt sie sechs Kinder, fünf Söhne, eine Tochter, der Jüngste ist mittlerweile vier Jahre, der Älteste fünfzehn.

Die Familie lebt im gehobenen Mittelstand, Hany betreibt eine große Baumschule.

Der Krieg rückt immer näher, nachdem eine Bombe in ihrem Garten einschlägt und sie ihre Kinder zum Schutz jeden Abend einzeln in verschiedenen Räumen zur Ruhe betten, beschließen sie schweren Herzens zu flüchten. Ihr Weg führt sie 2012 nach Jordanien, Hany verdient den Lebensunterhalt mit diversen Arbeiten, Heba und die Kinder bleiben in der provisorischen beengten Unterkunft. Ein Schulbesuch für die Kinder ist in Jordanien nicht möglich. Das Leben wird täglich beschwerlicher, die Zukunftsaussichten für die Familie sind gleich null. Hany beschließt die Flucht nach Europa, opfert dafür einen Großteil des ersparten Geldes und trennt sich schweren Herzens von seiner Familie in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen.

Für Heba beginnt eine schwere Zeit alleine mit den Kindern in der Fremde, im Ungewissen ob ihrem Mann die Flucht gelingt. Nach vier Monaten endlich die Meldung „ich bin in Österreich“! Heba schöpft Kraft und Hoffnung aus dieser Nachricht, versucht mit den Kindern ein einigermaßen erträgliches Leben zu führen. Die Ersparnisse gehen der Neige zu, Sorgen um die Zukunft ihrer Kinder bereiten ihr schlaflose Nächte. Im Frühjahr 2015 erhält Hany den positiven Bescheid als anerkannter Flüchtling, im Sommer gelingt die Familienzusammenführung und nach zwei Jahren der Trennung ist die Familie endlich wieder vereint.

Auch hier lebt die Familie am Anfang sehr beengt in zwei Zimmern, es ist nicht einfach für die Großfamilie eine geeignete Unterkunft zu finden, Anfang November erfolgt der Umzug in eine größere Wohnung.

Heba kann aufatmen, die Familie ist zusammen, die Kinder besuchen die Schule bzw. den Kindergarten, das Leben normalisiert sich langsam. Heba erzählt: „Ich fühle mich endlich wieder frei und sicher, kann atmen, meine Sorgen und Gedanken mit meinem Mann, meiner Familie teilen, ...

Der Alltag ist nicht einfach für mich – ich versuche so schnell als möglich die Sprache zu erlernen um mich besser verständigen zu können.

Die Lebensumstände unterscheiden sich sehr stark von meinem Heimatland, der Tagesablauf ist vollkommen anders, ebenso die Koch- und Essgewohnheiten. Wir werden uns soweit als

möglich anpassen ohne unsere Identität, unsere Traditionen auf zu geben.

Hier im Dorf fühle ich mich gut an- und aufgenommen, trotz meiner muslimischen Kleidung und Religion.

Ich bin dankbar für die gute ärztliche Versorgung - die letzten Jahre haben Heba gesundheitlich sehr mitgenommen, ein akuter Eisenmangel, Magenprobleme, Schlafstörungen sind die Folgen.

Endlich können meine Kinder wieder zur Schule gehen, lernen, Versäumtes nachholen und haben so eine Chance für ein besseres Leben! Ich weiß, auch für sie ist es schwer - lächelt und meint – aber die Kinder lernen schneller als ich!

Ich wünsche mir dass mein Mann bald Arbeit findet, dass wir uns hier eine Zukunft aufbauen können, vielleicht ist es uns möglich auch hier wieder einen Betrieb ähnlich wie in Syrien zu gründen – ein Traum? Dass meine Kinder eine gute Ausbildung erhalten, die es ihnen ermöglicht ein selbstständiges Leben zu führen.

Ich würde gerne einen Zeichen- oder Malkurs besuchen, mein Talent nutzen - den Führerschein machen und ein Auto kaufen, das würde den täglichen Ablauf, das Einkaufen für meine Großfamilie sehr erleichtern.

Mein allergrößter Wunsch ist, dass der Krieg in Syrien beendet wird und wir wieder in unsere Heimat zurückkehren können – auch wenn es noch Jahre dauern wird! Meine Kinder können dann selbst entscheiden wo sie ihr Leben weiterführen möchten – hier in Österreich oder in Syrien, das ihnen bis dorthin fremd sein wird, ...“.

Dies erzählt sie mit Tränen und Sehnsucht in den Augen, Sehnsucht nach ihrer Heimat, nach ihrer Familie und Freunden, nach Allem was sie zurück lassen musste.

### Dalia

Mir sitzt eine starke junge Frau gegenüber. Dalia, die Rose die im Paradies wächst. Sie ist 15. Die Worte sprudeln nur so aus ihr heraus. Sie hat viel erlebt. Für ihre 15 Jahre und überhaupt. Eigentlich ist sie noch, wäre sie noch, ein Kind... Sie trägt einen schwarzen Sweater mit pink Sternchen. Und sie mag Hannah Montana, Justin Bieber und One Direction. Wie alle in ihrem Alter. Doch wenn sie spricht erkennt man, dass sie bereits schwere Hürden überschreiten und erwachsen werden musste.

Sie erzählt mir von Damaskus, ihrer Heimatstadt. Sie ist das dritte von vier Kindern. Sie hat zwei Brüder und „eine ältere Schwester,“ sagt sie stolz. Ihre Schwester bedeutet alles für sie. Letztes Jahr im Sommer ist in ihrem Land alles noch viel schlimmer geworden. Syrien. „Syrieje...“ sagt sie sehnsuchtsvoll und in ihren dunkelbraunen, fast schwarzen Augen, leuchtet es auf. Die Familie saß zusammen. Jemand von uns muss gehen. Es nach Europa schaffen. Und dann die Familie nachholen. Dass alle gemeinsam fliehen, dafür reicht das Geld nicht. Ihr Vater besitzt eine Autohandelsfirma. Er verdient gut. Aber zu fliehen ist teuer. Dalia sagt mutig und entschlossen „Ich werde gehen!“ Damals ist sie 14.

Zusammen mit zwei ihrer Cousins vertrauen sich die Kinder

einem Bekannten an. Der verspricht den Eltern sie sicher nach Europa zu bringen. Gegen Geld. Viel Geld. In Europa sollen sie sagen, dass er ihr Onkel ist. Damit er die Vormundschaft bekommt. Sie gehen los, zu Fuß. Und sie laufen weiter, zu Fuß. Über 3000 Kilometer. Bis nach Österreich. Ein weiter Weg für die Füße und Beine einer 14-jährigen. Ein harter Weg für die Seele einer 14-jährigen.

Es folgen Tage in Traiskirchen. Bald werden Dalia, ihre Cousins und der „Onkel“ nach Tirol geschickt. In eine Unterkunft in einer 2000-Einwohner-Gemeinde. Sie bekommen ein 15m<sup>2</sup>-Zimmer, Dalia, ihre beiden Cousins und der „Onkel“. In diesem Haus wohnen ca. 30 Menschen die aus ihrer Heimat fliehen mussten. Die meisten kommen aus Syrien. Doch Dalia fühlt sich sehr allein. Im Haus gibt es nur ein weiteres Mädchen und eine Familie mit zwei kleinen Kindern. Alle anderen sind erwachsene Männer. Und im Dorf ist es ruhig. Sehr ruhig. Nicht wie in Damaskus; lebendig und voller Menschen. Doch schon bald geht sie zur Schule und schließt Freundschaften. Gute Freundschaften. Ihre beste Freundin aus der Schule besucht sie oft in ihrem neuen „Zuhause“, der Flüchtlingsunterkunft. Sie liebt Biologie, Deutsch und den Sportunterricht. Das merkt man, wenn man mit ihr spricht. Ihre Deutschkenntnisse sind sehr gut.

Das Leben ist besser in Österreich sagt sie. Hier ist kein Krieg. Und sie mag die Menschen hier. Sie hat schon viele Freunde. Sie spielt gerne mit ihren Freundinnen. Und auf die kleinen Geschwister ihrer Freundinnen aufpassen, das tut sie besonders gern. Aber die Kälte in Österreich mag sie nicht. In Syrien ist der Winter sehr kurz. Und nicht so kalt.

Ich frage sie, was ihr größter Traum ist. „Dass meine Familie hier ist!“ sagt sie. Und in die glänzenden dunklen Augen steigen Tränen auf. „Meine Familie nachzuholen, das ist mein größter Traum! Ich vermisse sie so sehr!“ Und sie möchte Frisörin werden. Das würde ihr sehr gefallen. Sie selbst trägt ihr dichtes schwarzes Haar schulterlang und offen.

Im kommenden Juli macht sie ihren Mittelschulabschluss an der Polytechnischen Schule. „Dann spreche ich schon besser Deutsch und kann arbeiten gehen!“ sagt sie. „Damit ich für meine Familie sorgen kann wenn sie kommen!“. Sie ist 15...

### Ghssoun

Sie ist eine selbstbewusste und starke Frau. Die letzten Jahre haben sie verändert sagt sie. Aber stark ist sie immer noch, für ihre Kinder. Ihre Kinder sind ihr Leben. Ihr Sohn ist 21, ihre Tochter 18 Jahre. Bei unserem Gespräch hat sie ihren „Hidschāb“, die traditionelle Kopfbedeckung, abgelegt. Da wir unter uns, unter Frauen sind.

Sie ist Lehrerin für Geografie und Geschichte und liebt ihren Beruf. Viel zu wissen und Wissen weiterzugeben, das war ihr schon immer sehr wichtig. Geheiratet hat sie erst spät. Ihr Ehemann war Universitätsprofessor für IT-Technologie und mit ihm hat sie in Frankreich, den USA und in Dubai gelebt. Vor zehn Jahren hatte er einen Schlaganfall. Seit dort ist das Leben nicht leicht für sie, sagt sie. Ihr Ehemann benötigt aufgrund der Folgen des Schlaganfalls eine ganztägige Betreuung, über ihre Sorgen und Probleme kann sie mit ihm seit dort nicht mehr sprechen. Sie trägt nun die Verantwortung



Heba mit ihren Kindern

Foto: Antia Röck, Laura Topuett



Dalia

Foto: Antia Röck, Laura Topuett

für die gesamte Familie alleine, sie muss die Entscheidungen treffen.

Ghssoun stammt aus Deir az-Zaur, einer ehemals 300 000 Einwohner zählenden Stadt im Osten Syriens. Aber sie lebte schon lange in Damaskus, in „aš-Šām“, wie die Syrer ihre Hauptstadt liebevoll nennen. In Damaskus besaßen sie eine große Wohnung im obersten Stockwerk in einem der modernen Hochhäuser im Herzen der Stadt. „Wir hatten ein gutes Leben!“ sagt sie. Dann kam der Krieg. Und sie musste aufhören zu arbeiten. „Für Lehrer ist das Leben in Syrien jetzt gefährlich.“ sagt sie. Sie senkt den Kopf, näher erklären möchte sie das nicht. Vor drei Jahren ist dann die ganze Familie aus Syrien in die Türkei, nach Istanbul geflohen. Ghssoun spricht auch Türkisch. Das hat den Alltag dort etwas erleichtert. Aber ansonsten ist es sehr schwer mit Fluchthintergrund in der Türkei Fuß zu fassen. Mit der Unterzeichnung der Genfer Flüchtlingskonvention 1951 wurde vereinbart, dass die Türkei nur Europäern politisches Asyl gewährt. „Als Syrer in Istanbul eine offizielle Arbeitsstelle zu bekommen ist fast unmöglich.“ sagt Ghssoun. Doch wie lange kann man überleben ohne Einkommensquelle? „Unsere Ersparnisse waren bald aufgebraucht“ erzählt sie. „Zurück nach Syrien? Ich würde inhaftiert werden und mein Sohn würde zwangseingezogen werden zum Militär. Das ist so gut wie ein Todesurteil.“ Also entschloss sich Ghssoun die letzten Ersparnisse in die Ermöglichung der Flucht ihrer Kinder nach Europa zu investieren. Die Kinder sind mit dem Boot von der Türkei nach Griechenland geflohen. Der Schleuser hatte ihr ein sicheres Boot versprochen. Viel Geld hat sie dafür bezahlt. „Doch es war nicht sicher.“ sagt sie und ihre Stimme bricht. „In diesen Wochen bin ich fast gestorben vor Sorge. Kannst du dir vorstellen, wie es ist, tagelang auf Nachricht zu warten um zu wissen ob deine Kinder noch leben? Ich habe nicht mehr geschlafen und viel geweint.“ Endlich schafften es die Kinder dann den Kontakt wieder herzustellen. Ihre Tochter konnte bald darauf weiterfliehen, ihr Sohn musste zwei weitere Monate in Griechenland ausharren, bevor er eine Möglichkeit zur „Weiterreise“ fand. Doch auch er hat es dann irgendwann nach Österreich geschafft. Und die beiden haben nach ca. einem halben Jahr einen positiven Asylbescheid erhalten. Da ihre Tochter zu dem Zeitpunkt noch minderjährig war, konnte eine Familienzusammenführung beantragt werden. Und Ghssoun und ihr Ehemann durften Anfang September mit einem Visa offiziell in Österreich einreisen. „Meine Kinder nach fast einem Jahr Trennung wieder in die Arme schließen zu kön-

nen, das hat alle Sorgen der letzten Monate einfach wegwischt“, sagt sie.

Nun ist sie angekommen. In Österreich. Ihrer neuen Heimat. In einer 2000-Seelen-Gemeinde in Tirol. „Hier lebe ich nun mit meiner Familie. Die Menschen sind sehr nett und hilfsbereit und dafür bin ich sehr dankbar. Aber ich vermisse das Leben in der Stadt. Ich vermisse die Menschen, die Gespräche, die Gerüche und die lauten Geräusche der Stadt. Es ist so ruhig hier. Ich möchte mich gerne wieder lebendiger fühlen.“ In einer Stadt wie Wien zu leben, das wäre schön, sagt sie. „Aber es wird niemals Damaskus sein, oh mein Gott.“ sagt sie wehmütig. Das Wichtigste für sie sind ihre Kinder, dass diese ein gutes Leben in Sicherheit leben können. Dass sie die Möglichkeit haben die Universität zu besuchen und einen guten Job zu haben. Dass sie die Möglichkeit haben irgendwann eine Familie zu gründen.

Seit ihrem ersten Tag in Österreich lernt Ghssoun Deutsch. „Es macht mir Spaß, aber es ist eine so verdammt schwere Sprache!“ lacht sie. „Ich habe auch Englisch gelernt. Aber da war ich jung, da war es leichter. Jetzt brauche ich mindestens doppelt so lange um mir etwas zu merken.“ Und der Winter macht ihr nun ein wenig zu schaffen. „Ich gehe jeden Tag mindestens eine Stunde spazieren. Aber jetzt ist es so kalt! Ich mag fast gar nicht mehr hinausgehen! Wie macht ihr das bloß? Wie gewöhnt man sich daran?“ lacht sie.

Wenn sie nicht beim Lernen ist, dann kocht sie. Sie kocht für ihr Leben gern und freut sich über jeden Besuch, der zum gemeinsamen Essen vorbeikommt. Und sie trifft sich mit ihren neuen Freundinnen aus dem Dorf und einigen anderen Frauen aus Syrien, die auch hier im Dorf leben. „Wenn ich unter Menschen bin, dann geht es mir gut!“ sagt sie und strahlt.

## Oula

Die 18-Jährige stammt aus Damaskus, der bunten, lebendigen und geschichtsreichen Hauptstadt Syriens. Eine der ältesten Städte der Welt. Seit November letzten Jahres lebt sie in Österreich. „Schon über ein Jahr ist das.“ sagt sie und ich weiß nicht, ob Wehmut oder Erleichterung in ihrer Stimme überwiegt.

Sie ist mit ihrer Familie vor drei Jahren aus Damaskus in die Türkei geflohen. „Istanbul ist fast so schön wie Damaskus.“ erzählt sie. „Aber es gibt dort genauso keine Zukunft für uns. Wenn du aus Syrien in die Türkei kommst, kannst du so lange da leben, wie deine Ersparnisse reichen.“ Sie hat dort eine Privatschule besucht, die bezahlt werden musste, da sie ohne Aufenthaltstitel kein gesetzlich geregeltes Anrecht auf einen Schulplatz hatte. „Eine Zukunft gibt es für uns Menschen aus Syrien in der Türkei nicht. Ohne Aufenthaltstitel bleibt dir der Zugang zu Bildung und dem Arbeitsmarkt größtenteils verwehrt.“

Im Herbst letzten Jahres hat sie sich mit ihrem Bruder auf den gefährlichen Weg der Flucht von der Türkei nach Europa gemacht. Zuerst mussten sie mit einem Boot über das Meer. „Der Schleuser hatte uns ein sicheres Boot versprochen, meine Mutter hat viel Geld dafür bezahlt. Aber es war kein sicheres Boot.“ erzählt sie und ihr Blick senkt sich und ich kann die

Angst spüren, die sie damals empfunden hat. „Aber wir hatten Glück!“ fügt sie hinzu. „Es ist nichts passiert. Wir haben es nach Griechenland geschafft!“

Sie hat es dann zuerst weiter nach Österreich geschafft. Und kam in das Heim für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Traiskirchen. „Es war sehr schwer dort.“ sagt sie und Tränen steigen in ihre Augen. „Ich bin jede Nacht lange wach geblieben. Immer um 01:30 Uhr kam der Bus mit neuen geflüchteten Jugendlichen, die man aus Wien nach Traiskirchen gebracht hat. Ich habe jeden Tag gebetet, dass auch mein Bruder aus diesem Bus steigt.“ Auf diesen Tag musste sie fast drei Monate warten. „Diese Zeit war sehr schwer!“

Mit ihrem Bruder zusammen kam sie dann bald in einen kleinen Ort in Tirol. Als Flüchtlingsunterkunft dient dort ein altes Gasthaus in dem ca. 30 Personen Platz haben. „Ich hatte meinen Bruder dabei. Das war gut. Aber am Anfang war ich sehr einsam dort. Im Heim waren keine Leute in meinem Alter“ erzählt sie und wieder füllen sich ihre grünbraunen Augen mit Tränen.

Doch mittlerweile hat sie viele Freundinnen im Dorf und auch in der nächsten Stadt und in Innsbruck. Die Menschen hier in Tirol mag sie sehr, sagt sie. „Aber es gibt nicht so viel Zusammenhalt hier, in der Gesellschaft. Das ist in Syrien anders.“ Ich frage sie, wo sie sich zuhause fühlt. Das sei schon noch Damaskus. Die Stadt fehlt ihr sehr. „Aber fühle mich jetzt mittlerweile auch wohl hier in Österreich. Aber dasselbe wird es nie sein.“ Und sie erklärt mir, je mehr sie am gesellschaftlichen Leben teilhaben kann, umso besser geht es ihr. „Die Sprache zu Lernen, das ist der erste und der wichtigste Schritt!“ Sie besucht regelmäßig einen Deutschkurs und lernt viel. „Ich möchte zurück zur Schule gehen und die Matura machen. Und danach möchte ich Journalismus und Medienwissenschaften studieren. Am liebsten in Wien.“ Ihre Augen strahlen. „Ich möchte später gerne beim Fernsehen arbeiten, das ist mein Traum!“ Eine eigene Familie? „Das hat Zeit!“ lacht sie.



*Ghssoun*

Foto: Antia Röck, Laura Topuett



*Oula*

Foto: Antia Röck, Laura Topuett

## Allhie werden alte Weiber jung gemahlen.

Welchs Weib ist alt vnd vngeschaffen/  
Gerunckelt vnd siht gleich einm Affe n/

Auch nicht mehr gefällt ihrem Mann/  
Die Lomb / ich sie jung machen kan/



Altweibermühle 19 Jhdt.

Foto: Private

# FRAU SEIN ALS FÜRSORGERIN – ODER ÜBER DIE „KULTURPFLEGE“ IM ALTER

Verena Pahl

*Mit der Einrichtung des Pensionssystems und dem Rentenalter wurde eine Schwelle in die Lebenstreppe eingezogen, die bis zum 20. Jahrhundert nicht existiert hat. Heute wird diese Pensionsschwelle ja gerne als Grenze zum Alt-Werden angesehen: Kinder, Jugendliche, die Berufstätigen – und die Rentner. Mit viel größerer Berechtigung als früher kann die „bürgerliche“ Beschäftigungslosigkeit als ein Alterszeichen betrachtet werden und somit als Einschnitt. Früher gab es höchstens Ansätze zu einer staatlichen Versorgung im Alter. Wenn bei den heutigen Pensionsdiskussionen immer wieder darauf hingewiesen wird, dass in Zukunft die private Altersfürsorge wichtiger werden wird, dann ist das quasi ein Rückschritt in vergangene Zeiten – da hat es praktisch nichts anderes gegeben, als die private Vorsorge. Allerdings – und das ist ein erheblicher Unterschied zu heute – die Möglichkeit eine solche Vorsorge zu treffen, war früher praktisch null.*

*Nur wenige schafften es soviel Vermögen anzuhäufen, dass sie sich etwa in ein Bürgerspital einkaufen konnten. Eine andere Institution war das Kloster – doch auch hier wurden überwiegend Begüterte aufgenommen, die für ihren Aufenthalt zu bezahlen hatten. Oswald von Wolkenstein begann schon mit ca. 30 Jahren dem Kloster Neustift Zuwendungen für seine Pensionierung zu machen. In einem Vertrag wurden die Mahlzeiten, der Wein und die sonstige Versorgung genau festgelegt. Gegenwert seiner „Spenden“ – heute etwa zwei bis drei Einfamilienhäuser.*

*All' die anderen, seien es die in der Landwirtschaft Beschäftigten, Handwerker oder sonstige Arbeiter waren darauf angewiesen, dass sie möglichst lange ihrem Beruf nachgehen konnten. Altersfreizeit war früher praktisch unbekannt.*

Und heute:

Vor einem Jahr befand sich meine 87-jährige Mutter wegen eines Osteoporose-bedingten Wirbelbruches in ärztlicher Behandlung, wobei empfohlen wurde, für sie Pflegegeld zu beantragen. Diesem Antrag wurde stattgegeben. Seither betreue ich sie als sogenannte pflegende Angehörige, da meine Geschwister und ich die Unterbringung in einem Altersheim so gut wie möglich vermeiden möchten. Somit wohnt meine Mutter nach wie vor in unserem Haus am Land mit dazu gehörigem Garten, der für sie ihren Hauptlebensinhalt darstellt. Dieser Beitrag soll einen Überblick über das System der Fürsorge sowie meine Erfahrungen in diesem Bereich darstellen.

## Begriff der Fürsorge

Allgemein wird mit Fürsorge die Sorge für andere Personen bezeichnet. Der Begriff leitet sich aus dem Mittelhochdeutschen Wort *vür-sorge* ab, welches dem lateinischen *procura-*

*tio, procurare* „für etwas Sorge tragen, pflegen, verwalten“, entlehnt ist. Insbesondere bezeichnet Fürsorge die Sorgetragung für Menschen, die unter bestimmten Umständen ein Recht darauf haben und es wird dieser Begriff auch dem aus der Ethik der Barmherzigkeit und der Almsenpraxis erwachsenem System der Obsorge, Sozialhilfe oder der Sozialen Sicherheit entnommen.

Die Einrichtungen der Fürsorge lassen sich hauptsächlich in drei Kategorien einteilen, und zwar in jene der Erziehung wie z.B. Kinderheime, der Pflege wie z.B. Altersheime, und der sozialen Sicherheit wie z.B. Frauenhäuser.

Laut Duden bedeutet Fürsorge eine tätige Bemühung um jemanden, der ihrer bedarf, entweder im Sinne einer öffentlichen organisierten Hilfstätigkeit in Notsituationen oder besonderen Lebenslagen, oder (veraltend) Einrichtungen der öffentlichen Fürsorge; Sozialamt, oder (umgangssprachlich) Fürsorgeunterstützung.

Im Abkommen zwischen der Republik Österreich und der Bundesrepublik Deutschland über Fürsorge und Jugendwohlfahrtspflege von 1969 wird in dessen Artikel 1 Fürsorge definiert als alle gesetzlich begründeten Geld-, Sach-, Beratungs-, Betreuungs- und sonstigen Hilfeleistungen.



Altweibermühle bei der Fasnacht in Axams, 1997  
Foto: Streng

gen aus öffentlichen Mitteln zur Deckung und Sicherung des Lebensbedarfes für Personen, die keine andere Voraussetzung als die der Hilfsbedürftigkeit zu erfüllen haben.

### Moral bzw Care-Ethik

In ihrem Buch *Eine andere Stimme (In a Different Voice)* von 1982 stellt die US-amerikanische Psychologin und feministische Ethikerin *Carol Gilligan* ihre Theorie der zwei Moralitäten dar, wobei sie von verschiedenen Moralentwicklungen zwischen dem weiblichen und dem männlichen Geschlecht ausgeht. Vor allem entwickelte sie das Modell einer weiblichen Moral, die besonders Wert auf Fürsorge legt. Diese Konzeption wurde in Philosophie und Pflegewissenschaft vielfach diskutiert.

Die These, dass Frauen ein anderes Moralempfinden als Männer hätten, führte zu mehrfacher Kritik, unter anderem von *Gertrud Nunner-Winkler* in *Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik* (1991), welche die von Gilligan entwickelte Fürsorglichkeitsmoral als simple Rollenmoral bezeichnet, die mehr auf kulturelle bzw gruppenspezifische Normen gründet und nicht auf universelle Entwicklungsmechanismen.

### Rechtliche Beispiele für diverse Arten der Fürsorge

Fürsorge spielt österreichweit in zahlreichen Rechtsgebieten eine wichtige Rolle, eines der wesentlichen sind die im Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch verankerten Regeln über die Fürsorgepflicht der Eltern gegenüber ihren Kindern oder jene betreffend die Jugendwohlfahrt.

Genauso bedeutsam sind die zahlreichen Gesetze und Verordnungen sowohl auf Bundes- als auch auf Landesebene im Bereich der Sozialversicherungen und der Pflege.

Im Arbeitsrecht spielt die Fürsorgepflicht des Dienstgebers eine wichtige Rolle, welcher dafür zu sorgen hat, dass die ideellen und materiellen Interessen des Dienstnehmers gewahrt bleiben, etwa in Fällen von Mobbing.

Daneben gibt es Sondergesetze wie zum Beispiel das Opferfürsorgegesetz, mit welchem Begünstigungen, Fürsorge- und Entschädigungsmaßnahmen für Kriegsoffer aus der Zeit von 06. März 1933 bis 09. Mai 1945 sowie deren Hinterbliebenen geregelt sind.

Das Strafgesetzbuch inkriminiert Täter, die einem anderen, der ihrer Fürsorge oder Obhut untersteht und der das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hat oder wegen Gebrechlichkeit, Krankheit oder einer geistigen Behinderung wehrlos ist, körperliche oder seelische Qualen zufügen, und diese sind mit einer Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren zu bestrafen. Des Weiteren droht eine Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren demjenigen, der eine Person, die von ihm abhängig ist oder seiner Fürsorge oder Obhut untersteht, aus Bosheit oder



Fasnachtsfiguren: „Laggeroller“ (Imst, 1981) und „Laggerollerin“ (Roppen, 2001) als Verkörperung des Alters

Foto: Streng

Rücksichtslosigkeit überanstrengt. Auch ein Beamter, der seine Verpflichtung zur Fürsorge oder Obhut einem Menschen gegenüber gröblich vernachlässigt und dadurch, wenn auch nur fahrlässig, dessen Gesundheit oder körperliche oder geistige Entwicklung beträchtlich schädigt, ist mit einer Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren zu bestrafen.

### **Pflegende Angehörige**

Wenn eine Person pflege- und hilfsbedürftig wird, ist diese auf andere Personen angewiesen, welche sich zuverlässig um sie kümmern und zwar sowohl physisch wie auch psychisch. Hierfür kommen in erster Linie die nahen Angehörigen in Frage.

Der Großteil der pflegebedürftigen Menschen in Österreich wird zu Hause betreut, was meistens deren eigener Wunsch ist, so gesehen nach dem Motto „Einen alten Baum sollst du nicht umpflanzen“.

Die Voraussetzungen für die Tätigkeit als pflegender Angehöriger sind vielfältig und beeinflusst von Alter, Art der Pflegebedürftigkeit, jedoch ebenso von persönlichen Interessen, wie materielle Gegebenheiten, familiäre Situationen, Vorlieben, Abneigungen und Wünsche und zwar sowohl jene der Pflegebedürftigen als auch der Angehörigen.

Betreuung und Pflege von Menschen mit jedweder Behinderung, sei diese altersbedingt oder krankheitshalber, stellt ein wichtiges Thema der österreichischen Sozialpolitik dar. Pflegende Angehörige nehmen oft große Belastungen auf sich, dafür leisten sie einen gesellschaftspolitisch wertvollen Beitrag. Die Aufgaben einer pflegenden Angehörigen werden in Österreich größtenteils von Frauen verrichtet.

Für pflegende Angehörige besteht die Möglichkeit einer Unterstützung durch Zuwendungen aus dem *Unterstützungsfonds für Menschen mit Behinderung*. Voraussetzung hierfür ist die überwiegende Pflege der zu pflegenden Person seit mindestens einem Jahr, Bezug eines Pflegegeldes zumindest der Stufe 3 und Verhinderung wegen Krankheit, Urlaub oder sonstigen wichtigen Gründen. Viele wertvolle Hinweise hierzu, vor allem zur Absicherung der pflegenden Angehörigen finden sich auf der Homepage des Sozialministeriums.

### **Von Beeten, Pflanzen und Fürsorge**

Die Betreuungsbedürftigkeit meiner Mutter hat innerhalb des vergangenen Jahres sukzessiv zugenommen. Ich habe meine Wohnung in der Hauptstadt nicht aufgegeben, weil ich der Meinung bin, auch als pflegende Angehörige darf man ein Privatleben führen.

Wichtig sind natürlich die Besuche bei diversen Ärzten, den Banken und Behörden sowie das Einkaufen. Problematisch ist vor allem, dass sie abgeschieden am Berg wohnt und ohne Auto beziehungsweise Fahrgelegenheit diesbezüglich hilflos ist. Meines Erachtens sollte sie so wenig wie möglich selber Auto fahren, da immer die Gefahr eines Unfalls besteht, bei dem sie selbst beziehungsweise Dritte zu Schaden kommen könnten.

Das hat allerdings zur Folge, dass ich zu jedem kleinsten Anlass, welchen meine Mutter zu erfinden sehr kreativ ist, zu ihr fahren muss.

So hat sie mich zum Beispiel zu sich zitiert, weil ihre Kuckucksuhr einen wackeligen Stundenzeiger hatte und diese ehest-



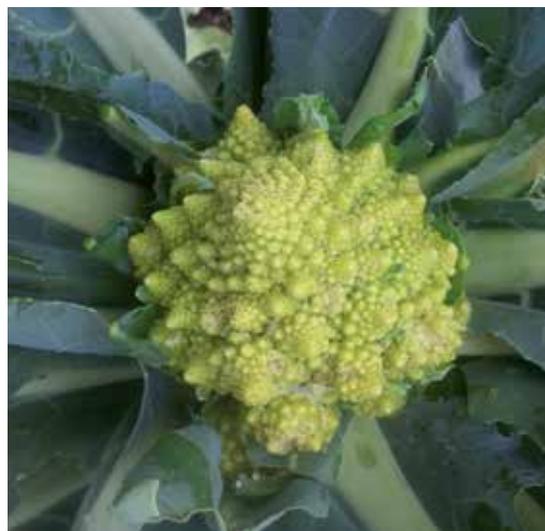
Garten

Foto: Irmgard Haider



Rosen

Foto: Irmgard Haider



Gemüse

Foto: Verena Pahl

möglich zum Uhrmacher gebracht werden musste. Einen Tag danach wollte sie wiederum, dass ich ihr einen Kugelschreiber in der Buchhandlung, welche sich direkt neben dem Uhrmacher befindet, besorge. Meine Frage, ob ich das nicht unter einmal hätte erledigen können, blieb unbeantwortet.

Aber lustig war unter anderem, als ich mit meiner Mutter zur Einkaufsfahrt aufgebrochen bin und mich gewundert habe, dass sie recht komisch aussieht. Da hat sich herausgestellt, dass sie vergessen hatte, die dritten Zähne einzubauen.

Im Frühling letzten Jahres ging es los mit der Gartenarbeit. Erst einmal waren sämtliche Beete zum Umgraben beziehungsweise mit Erde aufzulockern, alles unter strenger Direktive meiner Mutter. Danach kam es zum Pflanzen, von allerhand Gemüse wie Tomaten, Erbsen, Bohnen, Salat, Karotten, etc., wiederum nur nach strikter mütterlicher Anweisung. Natürlich habe ich nur Fehler gemacht, zum Beispiel wollte sie, dass ich Gemüsezwiebeln einsetze, ich habe die falschen, schon geernteten, eingepflanzt und musste alle wieder ausgraben sowie die richtigen Stecklinge einsetzen.

Trotzdem sind die meisten Pflanzen, Blumen wie Gemüse aufgegangen und es hat auch mir Freu-

de gemacht, zuzusehen wie es wächst und gedeiht, sowie die Früchte zu ernten. Hinzu kam auch Obst in Form von Kirschen, Himbeeren, Brombeeren und Ribis, wovon meine Mutter und ich zahlreiche Marmeladen, Säfte und Kompotte eingekocht haben. Das Gemüse wurde größtenteils planchiert und eingefroren, einiges davon habe ich an Freunde verschenkt.

Dann ist der Herbst ins Land gekommen und damit die Nussernte, im Garten steht ein Haselnussstrauch und ein alter Walnussbaum. Leider war ich nicht schnell genug, die meisten der Nüsse haben die Vögel und Eichhörnchen geholt, aber da meine Mutter keine Weihnachtsplätzchen und kein Kletzenbrot mehr herstellt, ich zu dieser Tätigkeit unfähig bin, sei es diesen Tieren vergönnt.

Jetzt ist Winter und ich bin gespannt, zu welchem Anlass meine Mutter wieder nach mir verlangt, vielleicht ist es der große Zeh?

### Fazit

Pflegende Angehörige sind einer nicht zu unterschätzenden Belastung ausgesetzt, welche oft von der Allgemeinheit unterschätzt, wenn nicht sogar ignoriert wird. Vielfach schränken sie ihre eigene Erwerbstätigkeit ein oder geben sie sogar gänzlich auf. Gleichsam verläuft es nicht selten, dass soziale Bindungen zu eigenen Freunden und Bekannten zu kurz kommen, was zur sozialen Isolierung führt. Es ist sehr begrüßenswert, dass das Sozialsystem in unserem Staat dies erkannt und hierfür Hilfseinrichtungen geschaffen hat.



Stufenalter der Frauen, Druck 18./19. Jhdt.

Foto: N. A. Bringeus, Volkstümliche Bildkunde, München 1982

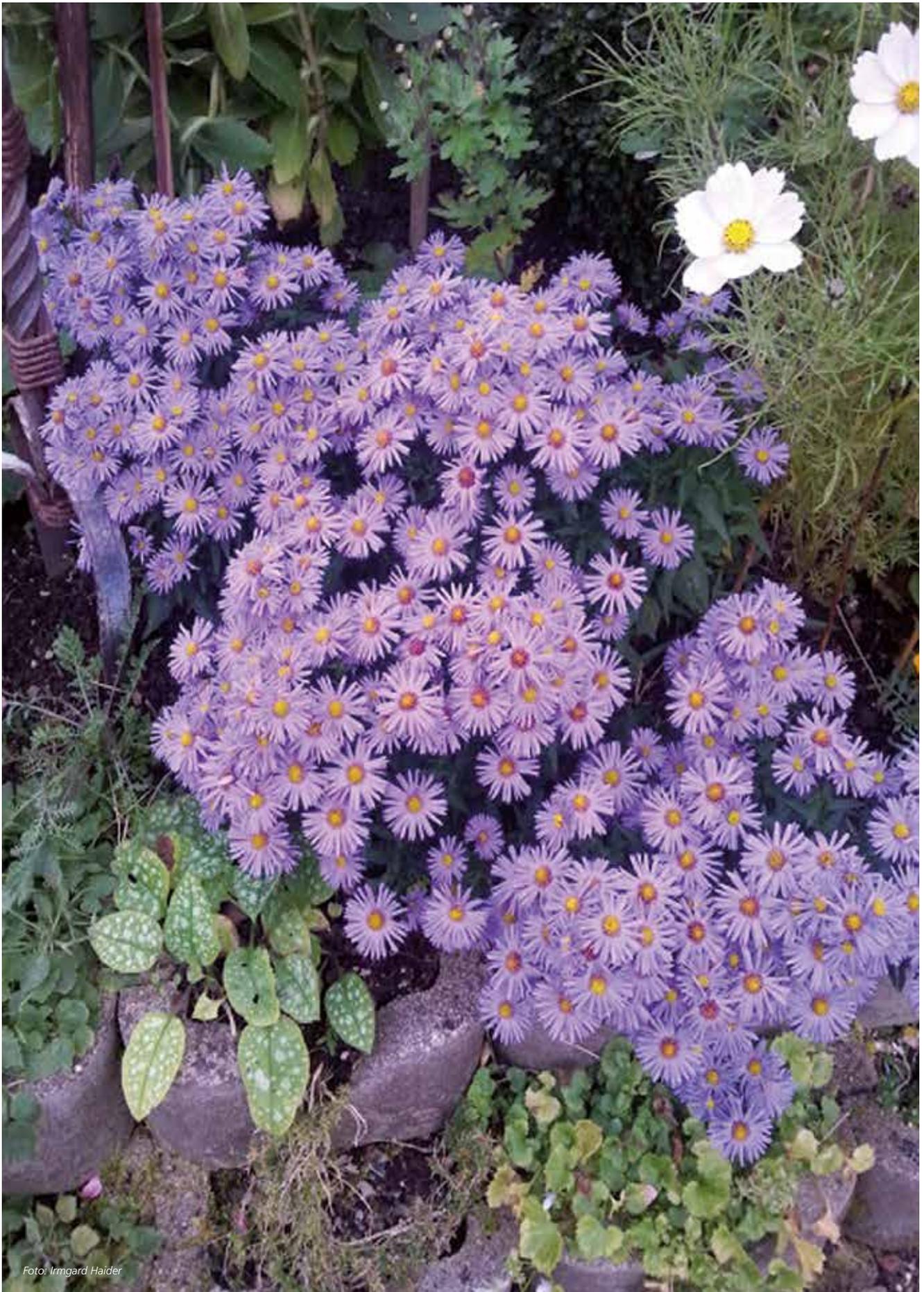


Foto: Irmgard Haider



Gustav Klimt, *Bauerngarten*, Öl auf Leinwand, 1905-1907  
Foto: commons.wikimedia

# „GARTENFREUDEN – GARTENLEIDEN“

## Und warum so mancher Bauerngarten Frauen-Geschichten erzählen kann

Andrea Aschauer

Pflanzen und Kräuter waren für unsere Vorfahren Teil ihres Alltags wie auch Weltbildes. Sie füllten zum einen Kochtopf und Magen, halfen aber ebenso bei zahlreichen Beschwerden, heilten Krankheiten und konnten sogar vor bösen Mächten schützen. Nicht zuletzt wurden sie als Waffe eingesetzt, um anderen Menschen, denen man nicht wohlgesonnen war, zu schaden.

Besondere Kenntnisse um Nutzen und Schaden durch Pflanzen hatten in früherer Zeit vorwiegend die Frauen. Der Arbeitsplatz der Frau war am Herd, am Spinnrad, am Krankenbett oder im Bauerngarten. Diese Zuteilung machte sie zur Expertin für das Wohl und Weh von Leib und Seele. Sie versorgte, pflegte und heilte ihre Angehörigen mit dem, was ihr zur Verfügung stand. Der gut bestückte Hausgarten mit einer Vielzahl von Heilkräutern unterstützte sie dabei.

Ärzte waren früher meist nicht zur Hand und wenn, waren sie für das einfache Volk unbezahlbar. Bader, Hebammen und Kräuterfrauen zog man bei notwendigen chirurgischen Eingriffen, schweren Geburten oder komplizierten Krankheiten bzw. einem schweren Verlauf zu Rate. Die alltägliche medizinische Selbsthilfe wurde vorwiegend von den Frauen besorgt. Das dazu nötige Wissen gaben sie von Generation zu Generation weiter, immer wieder angereichert durch eigene Erfahrungen, Informationen von durchziehenden HeilerInnen oder neuartige Heilmittel, die aus fernen Ländern Einzug in die heimische Volksmedizin fanden.

Im hauseigenen Kräutergarten befanden sich mannigfaltige Arzneimittel zur Behandlung aller möglichen Leiden, wie Husten, Kopf- und Bauchschmerzen, Augen- und Ohrenproblemen, Verletzungen, Geschwüren und vielem mehr.

Einen beträchtlichen Anteil nahmen jene Pflanzen ein, die ganz speziell bei „Frauenleiden“ halfen, war die Frau doch auch in diesem Fall auf sich selbst gestellt. So finden sich in den Bauerngärten Pflanzen, die Menstruationsbeschwerden lindern, die Menstruation fördern, Geburten erleichtern, Brustgeschwüre heilen, eine Empfängnis verhüten oder eine Schwangerschaft zum Abbruch bringen. Für die Zeit der Wechseljahre sind vergleichsweise wenige Rezepte bzw. Ratschläge für die Zeit der Menopause überliefert. Dies liegt wohl daran, dass viele Frauen diese Lebensphase gar nicht erreichten. Sie starben im Kindbett oder ausgezehrt nach unzähligen Schwangerschaften und entbehrungsreichem Leben, noch vor sie die Menopause erreicht hatten.

### Die monatliche Zeit

In allen Rezept- und Medizinheften findet sich eine große Anzahl von Empfehlungen und Mitteln „in allerhand Zustaenden der Monatlichen Zeit / oder Menstrui“. Ein gestörter Blutfluss wies gemäß der Humoralpathologie auf eine Disharmonie der Säfte im Körper hin und musste unbedingt ausgeglichen werden, um die Gesundheit zu erhalten. Gerade Hormonstörungen betrafen frühere Frauengenerationen aufgrund der harten Lebensumstände jedoch häufig und verursachten Probleme wie unregelmäßige, schmerzhaft, zu schwache oder zu starke Regelblutungen.

Für starke Schmerzen während der Menstruation griff man ähnlich wie heute auf warme Auflagen zurück, wie im folgenden Rezept aus einem „Hausapotheken-Buch“ des Jahres 1714 zu lesen ist (siehe Seite 71 unten rechts).

### Fruchtbarkeit und Libido

Fruchtbarkeit zählte neben der allgemeinen Gesundheit zu den höchsten Gütern. Möglichst viele Nachkommen in die Welt zu setzen, hatte für eine Frau in früherer Zeit höchste Priorität. Kinder sicherten die Altersversorgung und die Fortschreibung von Familie und Tradition. 15 bis 20 Geburten im Laufe ihres Lebens stellten für die Frauen keine Seltenheit dar.

Neben Wallfahrten an Gnadenorte, die besonders bei Kinderwunsch Erfolg versprachen, bedienten sich die Frauen auch im hauseigenen Garten. Als aussichtsreich sah man beispielsweise den Frauenmantel (*Alchemilla vulgaris*) an.

Die Blätter des Frauenmantels symbolisieren den



aus „Die Heylsame Hauß-Apotecken“, 1714, 161



Frauenmantel, *Alchemilla vulgaris*

Umfang der Gottesmutter Maria. Daher galt die Pflanze auch als Frauen- bzw. Mutterkraut. Die konkreten Inhaltsstoffe bestätigen diese Zuschreibung. Sie regulieren den Menstruationszyklus und fördern die Uterustätigkeit. Daher ist die Verwendung von Frauenmantel als empfängnisförderndes Mittel sicherlich hilfreich.

Zu einem gänzlich anderen Zweck empfahl Tabernaemontanus (1522-1590), ein deutscher Arzt und Botaniker, diese Pflanze. Er beschreibt einen Sud von Frauenmantel im Löschwasser aus einer Schmiede, der zur Waschung der „*heymlichen Oerter der Weiber*“ genutzt werden sollte, um Frauen wieder zu Jungfrauen zu machen. Tatsächlich wirkt der Frauenmantel adstringierend, weshalb man ihn bei zu starker Monatsblutung oder Durchfall einsetzt. Ob dies reicht, um aus einer erfahrenen Frau eine Jungfrau zu machen, sei dahingestellt und wird in der Schrift des Tabernaemontanus weiter nicht erwähnt.

Viele der Pflanzen, die den Kindersegen möglichst unterstützen sollten, wirken libidosteigernd, was nicht verwundert. Mit Lust an der Sache kam man auch früher leichter zum Ziel.

An erster Stelle sei hier Rosmarin zu nennen, der insgesamt als Symbol für Liebe und Treue galt. Braut und Bräutigam hatten daher an ihrem Hochzeitsgewand meist ein Zweiglein Rosmarin angesteckt.

Die Petersilie ist für ihre durchblutungsfördernde Wirkung bekannt und ergibt ein nährstoffreiches Tonikum. Die Pflanze wurde gerne Liebestränken für „unwillige“ Frauen zugesetzt. Die Rose im Bauerngarten diente nicht nur als schöner Schmuck. Sie ist ein traditionelles Symbol für Liebe. Daher kam sie auch bei Unfruchtbarkeit und sexueller Unlust zum Einsatz.

## Geburt

Schon immer verwendeten die Menschen auf der ganzen Welt Pflanzen, um die Gesundheit während einer Schwangerschaft zu stärken, sich auf die Entbindung vorzubereiten und möglichen Beschwerden während der Geburt zu begegnen.

Kräuter, die in der Schwangerschaft und bei Geburten häufig Verwendung fanden, wie die Kamille, die Pfefferminze oder der Salbei, wurden unter dem Sammelbegriff „Mutterkräuter“ zusammengefasst. Auch die Mutterkamille ist ein solches „Mutterkraut“ und weist bereits in ihrem lateinischen Namen, *Chrysanthemum* bzw. *Tanacetum parthenium*, auf diese Wirkweise hin (lat. *partus* = Geburt).

Auch der Wermut zählt zu jenen Kräutern, das Frauen zur Stimulierung der Gebärmutterkontraktionen einsetzten. Er eignet sich besonders, wenn die Geburt nicht vorankommt, die Kontraktionen schwach und wenig wirkungsvoll sind. Wermut hilft zusätzlich bei schmerzhaften und verzögerten Menstruationsblutungen.

Auch zur Stärkung der Frau im Wochenbett, zur Anregung des Milchflusses in der Stillzeit und zur Heilung von Brustgeschwüren gab es Pflanzen im Hausgarten.



Mutterkraut, *Chrysanthemum* bzw. *Tanacetum parthenium*

„Wann die Gespuenn [Anm. = Milchfluss] verlohren“ geht, wurde beispielsweise der Fenchel empfohlen, dessen Extrakt sich auch heute noch in den meisten „Stilltees“ findet.

„Nimm einen gruenen suessen Fenichl in Milch oder Wein gesotten / gibe darvon der Frauen zu Morgens Nuechters warm zu trincken / dises 2. / 3. oder 4. Morgens also fortgesetzt / bringet die verlohrene Gespuenn widerumb.“<sup>1</sup>

Bei verhärteten Brüsten sei die Rose wirksam:

„Unter zerlassenes weisses Wachs ruehre weisses Rosen=Wasser und weisses Rosen=Oel wohl untereinander ab / trucke ein Tuechl darein / und lege selbiges ueber die Bruest / so wird es die Gespuenn in den Bruesten widerumb erwaichen.“<sup>2</sup>

### Wider die Conceptio und Abortiva

Damit jedoch nicht genug, gab es in den Hausgärten weiter so manches Kraut, das eine Empfängnis verhüten oder eine ungewollte Schwangerschaft abbrechen sollte. Offen durften diese Einsatzgebiete selbstverständlich in der christlich geprägten und sanktionierten Gesellschaft nicht angesprochen werden. Frau gab sie an Frau unter der Hand weiter, Hebammen verordneten sie, um „die tote Geburt fortzutreiben“, „die Kindswehen zu treiben“ oder zur „Beförderung der verstopften Menstruation“, wie ein Rezept zeigt (siehe Seite 73 oben rechts).

Sowohl Sadebaum, als auch Safran und die Kassie sind bekannte Abortiva, weiters die Raute, das Mutterkorn, die Nießwurz oder der Beifuß. All diese Pflanzen haben eine mehr oder weniger toxische Wirkung, ihre Verwendung war äußerst gefährlich. Nicht selten musste sich daher eine hilfreiche Hebamme vor Gericht verantworten und büßte ihre Ratschläge auf dem Scheiterhaufen.

Pflanzen wurden nicht nur geschluckt. Um vorzeitige Wehen und damit einen Schwangerschaftsabbruch hervorzurufen, nahm man auch Räucherungen vor. Dabei musste sich die Frau über eine Rauchquelle aus Kräutern (z.B. Beifuß) hocken oder den Dampf in die Vagina einleiten.

Der Beifuß wirkt verdauungsfördernd und findet sich daher häufig als Gewürz in deftigen Fleischgerichten wie Gänse- oder Schweinebraten. In größeren Mengen kann die Wirkung jedoch abortiv sein. Der botanische Name des Beifuß, „Artemisia“, weist auf die griechische Göttin Artemis hin, die Göttin der Jagd und die Schützerin des weiblichen Schoßes. Um den Bauch gebunden, sollte das „frawenkraut“ auch bei Menstruationsbeschwerden sowie langen und schweren Geburten helfen.

Als Hilfsmittel für eine Abtreibung kamen auch Tampons aus Baumwolle, Wolle oder einem Badeschwamm zur Anwendung, die ebenso mit pflanzlichen Substanzen, wie einem Aufguss von Wacholder, schwarzer Nieswurz oder Raute getränkt und eingeführt wurden.

„Man sol wolle netzen in rauten safft / vn die also nass d'frawe in yr gemecht schieben.“<sup>3</sup>

Dort einige Zeit belassen, sollten diese Stoffe zum Abgang der Frucht führen.

### 58. Bündlein so die Frucht auß der Mutter ziehet.

2. Safran / 3. Gran.  
Cassien-Holz gepütvert 1. Quinell.  
Sadebaum. 3. Quinell.  
Mache alles zu Pulver in ein Bündlein, und schiebe es in der Mutter Mund, mit einen daran gebundenen Schnürlein.

aus Bräuner „Unschätzbare Artzney Büchlein zur Zeit der Noth“, 1735, 50



Sadebaum, *Juniperus sabina*



Beifuß, *Artemisia vulgaris*

Frauen fanden sich also auch in Zeiten der starken Einschränkung und Reglementierung ihres Daseins im christlich-patriarchal bestimmten Gesellschaftssystem nicht so einfach ab, sondern nahmen ihr Schicksal häufig selbst in die Hand, sei es, Liebe bei einem Angebeteten hervorzurufen, eine Geburt voranzutreiben oder eine unerwünschte Leibesfrucht loszuwerden. Sie riskierten dabei immer wieder Strafen, Acht und Bann oder sogar den Gang zum Henker, um ihr Leben zumindest teilweise eigenständig zu gestalten. Die Pflanzen im Bauerngarten waren ein wichtiger Bestandteil der Frauenleben früherer Zeit. Sie erfreuten Leib und Seele und dies nicht nur wegen ihrer Schönheit oder wohlschmeckenden Eigenschaften. Die Pflanzen im Bauerngarten halfen den Frauen durch ihr ganzes Leben, erleichterten Geburtsschmerzen, erhöhten die Fruchtbarkeit und milderten starke Menstruationsbeschwerden. Sie töteten aber auch ihre unerwünschten Kinder und nicht selten aufgrund ihrer Giftigkeit die Frauen selbst.

Heute bewundern wir vorwiegend die bunte Vielfalt in den Haus- und Bauerngärten. Kaum jemand denkt daran, dass dort auch Frauen-Geschichte/n geschrieben worden sind.



(Wein-)Raupe, *Ruta graveolens*  
Foto: aus Köhler's Medizinal-Pflanzen, 1897

#### Literatur:

Bräuner, Johann Jakob: *Unschätzbare Artzney Büchlein zur Zeit der Noth*. München 1735

Dietrich, Eva u. Hellmann, Birgitt (Hrsg.): *Vom Nimbaum bis zur Pille. Zur kulturgeschichtlichen Vielfalt der Verhütungsmethoden*. Weimar 2006

Dörler, Gerhard: *Alt-Tiroler Naturapotheke. Wirksame Rezepte aus acht Jahrhunderten*. Innsbruck 1986

Gerster, Wolfgang: *Kräuterwissen - einst und jetzt. Die 100 bekanntesten Heil- und Nutzpflanzen in historischen und aktuellen Beschreibungen*. Wiebelsheim 2011

Hilpert, Markus: *Im Kräutergarten Gottes. Heilpflanzen in Brauchtum und Volksglauben*. Augsburg 2011

Hirsch, Siegrid u. Grünberger, Felix: *Die Kräuter in meinem Garten*. Linz 2012

Lewin, Louis: *Die Fruchtabtreibung durch Gifte und andere Mittel. Ein Handbuch für Ärzte, Juristen, Politiker, Nationalökonomien*. Berlin 1925

McIntyre, Anne: *Frauen Handbuch Heilkräuter*. München 1996

Scherf, Gertrud: *Die geheimnisvolle Welt der Zauberpflanzen und Hexenkräuter. Mythos und Magie heimischer Wild- und Kulturpflanzen*. München 2007

Seethaler, Susanne: *Das Heilwissen der Frauen vom Land für den weiblichen Körper*. München 2009

unbekannter Autor: *Die Heylsame Hauß=Apotecken*, Innsbruck 1714

Willfort, Richard: *Gesundheit durch Heilkräuter. Erkennung, Wirkung und Anwendung der wichtigsten einheimischen Heilpflanzen*. Linz 1965

<sup>1</sup> *Heylsame Hauss-Apotecken*, 1714, 107

<sup>2</sup> ebd.

<sup>3</sup> Rösslin, Eucharius: *Der Swangeren Frawen und Hebammen Rosegarten*. Worms 1513, zit. in Lewin, 1925, 491

Alle Pflanzenillustrationen aus: Köhler, Hermann Adolph: *Köhler's Medizinal-Pflanzen in naturgetreuen Abbildungen mit kurz erläuterndem Texte*. Gera 1897 (bearbeitet)



Foto: Steng



*Kunstfotografie von Isolde Schack*

# „FRÖHLICH SEIN, GUTES TUN UND DIE FRAUEN PFEIFEN LASSEN“ – EIN BLICK DURCH DAS MÄNNLICHE KALEIDOSKOP

Alexander Paschinger

Wenn ich mich recht erinnere – und es ist schon eine Ewigkeit her, dass ich zuletzt ein Kaleidoskop in der Hand hatte – dann reicht ein flüchtiger Blick durch das Gerät nicht. Der gibt nur ein einziges verzerrtes, vielleicht sogar erschreckendes oder verstörendes Bild der Welt am anderen Ende des Tunnels preis. Dafür gerät man schnell in den Bann des Kaleidoskops, wenn man es dreht und wendet. Dann lässt es, wie sein griechischer Name schon sagt, schöne Bilder betrachten. Manchmal sind es Verzerrungen, dann wieder Sternwelten, die durch ständige Spiegelungen entstehen. Ich habe nur in dumpfer Erinnerung, dass es faszinierend war. Und irgendwie hat es etwas vom Begriff von Wahrheit zu tun, der wie ein Berg dasteht und viele verschiedene Ansichten bietet. Aber nur die Gesamtheit aller Blickwinkel ergibt die ganze Wahrheit.

Gut. Dann führen wir einmal das Kaleidoskop ans männliche Auge und betrachten hindurch den Satz: Fröhlich sein, Gutes tun und die Frauen pfeifen lassen. Das kennt man. Allerdings heißt es im Original nicht die Frauen, sondern die Spatzen pfeifen lassen. Es ist ein Spruch, der dem Heiligen Don Giovanni Bosco zugeschrieben wird, der im 19. Jahrhundert Kinder von der Straße holte, sich intensiv mit ihnen beschäftigte und so zum Patron der Jugendseelsorge wurde. Nicht umsonst kümmern sich seine Don Bosco Brüder und -Schwestern vielfach um Schülerheime – auch in Tirol. Und das Ganze soll fröhlich geschehen, Gutes produzieren und das Pfeifen der Spatzen steht dafür, dass man sich über das Gerede der anderen nicht den Kopf zerbrechen sollte. Einfach frisch und fröhlich halt.

Dreht man das Kaleidoskop etwas retour, auch zeitlich, dann erscheint ein alter, nicht ganz so frisch und fröhlicher Spruch: „Mädchen, die pfeifen, und Hühnern, die krähen, soll man beizeiten den Hals umdrehen.“ Ja, schätzungsweise ging es da um die Schicklichkeit. Um etwas zwischen damenhaft und dämlich. Doch die Aggression dahinter ist mehr als nur leicht drohend, sie hat schon etwas Dämonisches. In diese graue Zeit passt eher das „Pfeifen im Walde“, mit dem der ängstlich Dahintappende versucht, die wilden Tiere des dunklen Waldes fernzuhalten. Das erinnert an die grauenhaften Vergewaltigungen, wie sie in den letzten Monaten vom indischen Subkontinent berichtet wurden. Aber vor nicht allzu vielen Jahren wurde der zutiefst geschmacklose Spruch eines Politikers über die Sinnlosigkeit von Frauenhäusern kolportiert: Dass man Frauen nämlich sogar schlagen müsse, damit sie dorthin gehen würden. Dazu passen auch immer wiederkehrende Sprüche über Frauen, die den Missbrauch selbst provozieren würden. Da ist unbe-

dingt zu pfeifen. Grell, schrill und laut – weil es sich um ein schweres Foul handelt. Dass in solchen Zeiten die zumeist weibliche Hysterie über „50 Shades of Grey“ rund um Buch und Film verwirrt, darf allerdings an dieser Stelle zumindest erwähnt werden. Vor allem wenn Filmstart und die Aktion „One Billion Rising“ gegen Gewalt an Frauen im Februar 2015 terminlich zusammenfielen.

Also schnell weiterdrehen. Und da ist schon ein neuer, nein auch ein alter Aspekt: Das Pfeifen darf nämlich auch im Mythologischen nicht fehlen. Athene, die jungfräuliche griechische Göttin der Weisheit, soll ja die Flöte erfunden haben. Michael Köhlmeier erzählt die Geschichte gekonnt in seinen Sagen des Altertums: Athene piff kunstvoll auf dem Instrument, bis sie sich dabei im Spiegel entdeckte. Ihr ging's dabei nicht um Schicklichkeit – es war die bloße Eitelkeit, die sie angesichts der aufgeblähten Wangen und vortretenden Augen packte. Athene habe ihre Erfindung in die Ecke geworfen und nie mehr angeührt. Zugegeben – die Erzählung dürfte auf männlichem Mist gewachsen sein. Aber Athene war nun einmal die männlichste aller weiblichen



Kunstfotografie von Isolde Schack

Götter. Auf Athene wollten die größten griechischen Helden nicht verzichten. Wer unter ihrem Schutz wandelte, der musste intelligent oder listig wie Odysseus oder so smart wie Argonautenführer Jason sein. Wenn Athene pfeift, dann war es angeraten zu folgen, wollte man Erfolg haben.

Wenn Frauen pfeifen und Männer tanzen, dann ist die patriarchale Welt aus den Fugen geraten. Nach jemandes Pfeife tanzen – das hat etwas mit Macht zu tun. Eva gab auch Adam vom Baum der Erkenntnis zu essen – ein verhängnisvoller Fehler, der die Frauen über Jahrtausende weit hinter den Mann zurück katapultierte. Denn Adam zeigte mit dem Finger auf Eva, gab an „nach ihrer Pfeife getanzt zu haben“, und erhielt dafür die Kronzeugen-Regelung. Das päpstliche Rom des neunten Jahrhunderts kannte den Begriff der Pornokratie, als die Mätressen der Päpste und Prälaten das Sagen hatten (was mit der heutige Pornokratie im Internet nichts zu tun hat). In diese Zeit fällt auch die Legende der Päpstin Johanna, die auf den höchsten Thron der Christenheit gehoben wurde. Als Rache starb sie im Kindbett. Da wurde noch kräftig auf Frauen gepfiffen.

Andererseits gab es in der Geschichte höchst nominell und offiziell mächtige Frauen, auch wenn sich jemand wie die altägyptische Pharaonin Hatschepsut dafür noch einen Bart umbinden musste, um ihren Machtanspruch durchsetzen zu können. Auch Tirol hat mit einer herausragenden

Persönlichkeit aufzuwarten: Margarethe Maultasch. Die letzte Landesfürstin aus dem Haus Tirol setzte sich bekanntlich bei ihrer Partnerwahl durch, sie vertrieb ihren ungeliebten ersten Mann und wandte sich ihrem neuen Gemahl zu. Das geschah zu einer Zeit, als gleichzeitig die Pest durch Europa fegte, als Missernten und Heuschrecken die Bevölkerung heimsuchten. Und dann wurde über die Grafschaft ob des Frevels der Landesfürstin der Bann verhängt: Jahrzehntlang wurden keine Messen gelesen. Dass die als schön beschriebene Margarethe ihren hässlichen Beinamen Maultasch erhielt, hatte also mehr mit den Verfluchungen durch ihre Gegner zu tun. Und wenn man auf den Mut und Entschiedenheit der Tiroler Frauen zu sprechen kommt, dann stößt man unwillkürlich auf die legendäre Jungfrau von Spinges, die 1797 mit der Sense den feindlichen Soldaten entgegentrat.

Aber bitte nicht pfeifen, bloß damit der Patriotismus hechelnd herangesprungen kommt. Es geht ja hoffentlich nicht um das Pfeifen nach einem Hund. Es soll mehr um eine gewisse Art der Pffiffigkeit gehen. Gewitztheit. Leichtigkeit im Umgang. Fröhlich sein, Gutes tun und die Frauen pfeifen lassen ist nicht nur die Abgabe männlicher Macht an die Frau. Man erinnere sich in diesem Zusammenhang an eine Komödie des antiken griechischen Dichters Aristophanes: In „Lysistrate“ gelingt es Athenerinnen und Spartanerinnen, den Krieg ihrer Männer zu beenden. Die Frauen der verfeindeten Lager treten in den Sex-Streik bis die Männer letztlich nachgeben müssen und die Athenerin Lysistrate (die das Heer auflöst) ihrem Namen gerecht wird. Frei nach dem Motto: Die Frau ist die einzige Beute, die ihrem Jäger auflauert. Aristophanes lässt seine Heldin mit den Waffen der Frau kämpfen und letztlich siegen, ohne dass ein Blutstropfen vergossen werden muss. Das nennt man pffiffige Diplomatie.



Kunstfotografie von Isolde Schack

Doch eines muss vorausgesetzt sein: Gleiche Augenhöhe der Geschlechter und der Respekt voreinander, einer der westlichen Grundwerte. Hoffentlich. Und für alle anderen: Endlich, mit den Sommergesprächen 2015 kam ein Unternehmer und Politiker zur endgültigen und erstaunlichen Erkenntnis: „Frauen sind Menschen wie wir.“ Ob dieser epochalen Einsicht piffen Männlein wie Weiblein vor Anerkennung. Das nennt man gemeinsamer Nenner.

Gewitzt muss man auch Ursula Beilers „Grüß Göttin“ sehen. Es ist kaum vorstellbar, dass der Gruß der Oberländer Künstlerin jemals ernsthaft im Sprachgebrauch ankommen wird, ohne dass sie dafür gleich eine neue Religion aus der Taufe heben muss. Einfach zum Nachdenken ist der Gruß allemal, das ist aber auch Aufgabe der Kunst. Das Gezeter rund um die Installation und Standortwahl von „Grüß Göttin“ erinnert an den Umgang Tirols mit der seinerzeit frisch ausgestrahlten Piefke-Saga Mitterers. Dass plötzlich ein Unbekannter aus „Grüß Göttin“ ein „Grüß Gott in Tirol“ machte, braucht nicht unbedingt als großartige und hoch intellektuelle Eingebung oder großartiger Diskussionsbeitrag gesehen werden.

Ganz tief drinnen versteckt sich freilich das lange Ringen zwischen weiblichen und männlichen Gottheiten in der Religionsgeschichte. Waren die nomadischen Jagdgesellschaften noch vom natürlichen Zyklus der Frau und damit von den 28-tägigen Mondphasen geprägt, so wechselte durch Sesshaftigkeit und Pflanzenbau die höchste Gottheit das Geschlecht zur männlichen und saisonalen Sonne. Die deutschen Artikel für der Mond und die Sonne sind dabei irreführend. Dass ausgerechnet Frauen hinter Erfindungen wie Landwirtschaft oder Rad stecken, ist Ironie der Geschichte. Ur-Adam dürfte darauf gepiffen haben: Er ließ Ur-Eva arbeiten und sich bezahlen. Man ist ja das starke Geschlecht.

Unter zunehmendem Druck kann man auch aus dem letzten Loch pfeifen. Und das tun Alleinerzieherinnen heute immer mehr. Sie müssen zumeist Job und Familie unter einen Hut bringen. Dass man und frau gerade beim Thema Arbeit und deren Bezahlung ebenfalls peinlich berührt vor sich hin pfeifen, hat aber auch etwas mit der Transparenzgeschichte zu tun: Es ist unbestreitbar, dass gleicher Lohn für gleiche Arbeit gezahlt werden muss – was man aber in der Folge gesetzlich erreichte, ist die bloße Erwähnung des KV in den Stelleninseraten. Und dass der dann zur Verhandlungsbasis bei einer Einstellung geworden ist. Sicher, die wirkliche Gleichberechtigung ist noch nicht umgesetzt. Das beginnt in der Politik, geht über die Kirche bis in die im Oberland viel geliebte Fasnacht und hört wahrscheinlich auch hinter der Wohnungstür nicht auf. Und darauf darf man auch nicht pfeifen.

Doch eines darf man nicht außer Acht lassen: Frauen erziehen und lehren im überwältigendem Maß die Kinder und damit die neue Gesellschaft. Sie haben es in dieser Funktion selbst in der Hand, welchen Platz man einnimmt. Ohne Frauen läuft gar nix. Auf Frauen pfeifen können nicht einmal die männlichen Fasachter und selbst der Pfarrer ist ohne seine Häuserin aufgeschmissen. Es ist daher die Frage, ob die Macht nicht jenen Personen

überlassen werden muss, die der Gesellschaft am meisten dienen. Das hätte etwas zutiefst Christliches in sich, erinnert man sich an den Gründonnerstag-Ritus der Fußwaschung. In manchen Naturgesellschaften im Amazonas sind die Mächtigsten die Ärmsten, weil sie stets geben müssen. Wenn sich eine Gesellschaft umgekehrt verhält, dann verkommt sie zum Bedienten der Mächtigen.

Apropos: Denkt man an den pfeifenden Mann, dann kommt sofort die Schlusszene aus dem „Leben des Brian“ in den Sinn. „Wir kommen aus dem Nichts, wir gehen ins Nichts. Was haben wir zu verlieren? Nichts. Always look on the bright side of life...“ Die Szene sagt einiges über den Unterschied von Mann und Frau aus. Der männliche Held wird zumeist aus der Angst geboren – er geht im Angesicht der Gefahr den Schritt weiter. Ob der in den Abgrund führt oder es der große Schritt für die Menschheit ist, das entscheidet letztlich der nächste Moment oder die Geschichte. Der griechische Geschichtsschreiber Thukydides beschreibt es in seinem Traktat über den Krieg: Der Krieg verderbe, schrieb er 400 vor Christus mit Blick auf den 30-jährigen Peloponnesischen Krieg zwischen Athen und Sparta. Was am Anfang wohlüberlegtes Vorgehen ist, wird mit Dauer des Krieges als Zaudern bezeichnet, was am Anfang als unüberlegtes Vorpreschen verpönt gilt, wird später zum Heldentum stilisiert. Frauen sind da eher Opfer ihrer Verantwortung, die sie gegenüber dem Kind, dem Leben oder schlicht dem Überleben der gesamten Menschheit zu schulden glauben. Und darauf, nämlich auf die Zukunft, ist nicht zu pfeifen.

Letztlich drehe ich das Kaleidoskop noch einmal und erkenne in der Vergangenheit ein Graffiti auf einer Hausmauer gegenüber der Österreichische Hochschülerschaft und der Innsbrucker Universitätsparke, zu dem ich als junger Student 1988 hinübersah: „Die Zukunft ist weiblich“, stand da. Erst heute weiß ich, dass er von der Psychoanalytikerin und Feministin Margarete Mitscherlich stammt. Der Satz ist witzig und pffig zugleich – grammatikalisch aussagerichtig und orakelhaft zugleich – denn er nahm vor fast 30 Jahren vieles vorweg. Je mehr ich das Kaleidoskop drehe, umso vielfältiger werden die Bilder. Frauen dürfen längst pfeifen. Ob sie es auch tun, ist eine andere, an jede persönlich gerichtete Frage, sie müssen nur mutig und selbstbewusst sein. Diejenigen, die es taten und tun, bleiben in der öffentlichen Erinnerung lebendig. Am liebsten, indem sie fröhlich sind, Gutes tun und das Leben mit Leichtigkeit – einfach pffig – meistern.

# AUTORINNEN UND AUTOR

**Silvia Albrich**, freie Autorin und Journalistin, publiziert seit 1992 Porträts, Features, Dokumentationen, Reportagen, Kritiken und Glossen für Tages- und Wochenzeitungen, Illustrierte, Fachzeitschriften und Kulturberichte Tirol, Buchautorin

**Mag.<sup>a</sup>Dr.<sup>in</sup> Andrea Aschauer**, Autorin, freie Wissenschaftlerin - Europäische Ethnologie/Volkswissenschaften, (fach-) wissenschaftliche Begleitung von Museen und Kulturinstitutionen

**Mag.<sup>a</sup>Dr.<sup>in</sup> Ulla Fuerlinger**, Studium der Kunstgeschichte, Archäologie, Musikwissenschaft und Publizistik in Salzburg, Rom, Innsbruck, selbständig, 1995 bis 2002 zuständig für das Erscheinungsbild der Tirol Werbung, seit 2003: PR- und Öffentlichkeitsarbeit für div. Unternehmen, journalistische Tätigkeit, Kulturvermittlungsarbeit in Museen und Tiroler Kulturinstitutionen, Autorin

**Sabine Geiger**, Familienmensch, Hobbyschriftstellerin, Mundartdichterin und Dorfbuchredakteurin aus Fiss

**Renate Linser-Sachers**, seit 25 Jahren fotografierende Redakteurin und Journalistin, Mitbegründerin des im deutschsprachigen Raum etablierten Fachmagazins WellHotel, Redakteurin Wirtschaftsmagazin eco.nova, Kooperationen mit Tourismusverbänden, Publikation von Hotelmagazinen

**Mag.<sup>a</sup>Dr.<sup>in</sup> Saskia Danae Nowag**, Studium der Ur- und Frühgeschichte sowie Mittelalter- und Neuzeitarchäologie in Innsbruck, von 2009 bis 2011 Mitarbeit beim TIROL PANORAMA, 2012 bis 2014 sowie tlw. 2015 Abteilungsleiterin des TIROL PANORAMA, seit 2016 Exhibition Manager bei der Firma Museumspartner, Autorin zu archäologischen und historischen Themen

**Mag.<sup>a</sup>Mag.<sup>a</sup> Verena Pahl**, Diplomstudium der Rechtswissenschaften an der Universität Innsbruck, danach als Leiterin der Rechtsabteilung bei Creditreform in Wien tätig sowie selbständig als Rechtsanwältin in Innsbruck mit Spezialisierung auf Zivil-, Unternehmens- und Insolvenzrecht

**Alexander Paschinger**, seit 1992 als Journalist in Tirol tätig, seit zehn Jahren gehört der leidenschaftliche Griechenland-Reisende dem Lokalkteam der Tiroler Tageszeitung in Imst an

**Anita Röck**, pensionierte Lehrerin, verheiratet, zwei Söhne, seit fast 40 Jahren in Sautens wohnhaft, 25 Jahre ehrenamtliche Bibliotheksarbeit, davon 10 Jahre Leiterin, ehrenamtlich tätig im Seniorenheim Oetz

**Dr.<sup>in</sup> Angelika Schafferer**, zertifizierte Kulturvermittlerin und Austria Guide, Konzeption und Durchführung von Vermittlungsformaten für alle Zielgruppen in Ausstellungen, Museen und im öffentlichen Raum an der Schnittstelle zwischen Objekt und Publikum

**Dr.<sup>in</sup> Edith Schlocker**, Kunsthistorikerin, Kulturjournalistin mit Schwerpunkt Bildende Kunst und Architektur, Mitarbeiterin u.a. der Tiroler Tageszeitung, Architektur Aktuell und Parnass

**Ursula Strohal**, freie Kulturredakteurin mit Schwerpunkten Musik, Theater, Literatur, Tanz

**Laura Topuett**, Versicherungsangestellte, seit zehn Jahren in Sautens wohnhaft, seit vielen Jahren gesellschaftskritisch und sozial aktiv, seit zwei Jahren im Bereich Flucht/Migration ehrenamtlich tätig

**Mag.<sup>a</sup> Gabriele Wild**, Studium der Germanistik und Slawistik in Innsbruck und Berlin, seit 2010 Programmgestaltung im Literaturhaus am Inn, seit 2013 Leitung und Organisation der Innsbrucker Wochenendgespräche, Rezensionstätigkeit und verschiedene Arbeiten zur zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur



